Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundachtzigster Band.

Der Frau Tagebuch. Erster Band.
Fortsetzung von der Braut Tagebuch.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Der Frau Tagebuch.

Die höchste Liebe? Sie ist ein
höherer Pulsschlag in den Adern
der Freundschaft, sie ist das gött-
liche Leben......

Friederike Bremer.

Es war zur Zeit der vollen Baumblüthe, am schönsten Frühlingsabende, als an dem Wege, der in den Bezirk des Schlosses von Wartenstein führt, ein leichter Reisewagen hielt. Eine junge Dame vornehmen Ansehens stieg aus und befahl dem Kutscher, bis an die Landstraße langsam voraus zu fahren. Sie schlug den Schleier zurück, lüftete den Hut — und wir erkennen Helene von Falk, die Tochter des Propstes van Aelst, welche zum ersten Male seit ihrer Verheirathung die Freude genießt, ihre Eltern besuchen zu können, begleitet von ihrem einzigen Kinde.

Der Propst wohnte jetzt im Städtchen, um der Kirche nahe zu sein, deren Bau längst vollendet war. Die kleine Liebstadt, aufgeblüht aus ihrer Asche, lag, beleuchtet von der sinkenden Sonne, so hell da, so nahe! Mit heißer Sehnsucht sah Helene hinab, das Herz brannte ihr im Busen; — aber hier, hier! wo sie so glücklich gewesen, konnte Helene dennoch nicht vorüber.

Mit dem Wunsche, unbemerkt zu sein, näherte sie sich dem steinernen Brunnen, dessen rauschende Kastanien das ehemalige Wittwenhaus beschatteten. Sie fühlte das Bedürfniß an dieser geheiligten Stelle auszuruhen und sich gleichsam zu weihen für einen Augenblick, der die Ahnung des Himmels giebt, im Wiedersehen derer, die wir lieben.

Helene stand weitschauenden Blickes und überließ sich

jenen unbeschreiblichen Empfindungen, welche der Schauplatz einer Vergangenheit, die von wesentlichem Einfluß auf unser Schicksal war, in jedem tieferen Gemüthe anregt. Sie wußte sich allein. Das Flüstern im quellenden Laube — nur ein Lenzlüftchen war es, was sie berührte, und auch im Herzen der jugendlichen Frau flüsterte eine Stimme jenes Lenzes, der nur einmal blüht und nicht wieder. —

Der Knabe, den Helene von ihrer Hand ließ, war, freilich zarten Alters, doch äußerst schwächlich. Diesem schlanken Figürchen, mit den feinen Gliedmaßen und dem kränklich blassen Oval, schien der Kern der Kraft zu fehlen, welche die Natur dem Körper des Kindes versagt, und, gleich einer launenhaften Mutter, einzig nur auf seinen Haarwuchs verwendet hatte. In wundervoller Schönheit ringelten bräunliche Locken unter einem weißen Strohhütchen hervor, das, mit einem grünen Zweige besteckt, der elfenartigen Gestalt ein liebliches Ansehen gab, und darunter blickten ein Paar große sinnige Augen in ernster Unschuld die Welt an. Der Knabe neigte sich an den Rand der kleinen Rinne, mit sichtlicher Lust lauschte er dem leisen Geriesel des Wassers, das durch die winzigen Finger rann. Er achtete es nicht, daß seine herabfallenden Locken naß wurden. Seine Mutter konnte nicht anders, als ihn gewähren lassen. Das Geräusch vom Brunnen, was sich auch nicht um den allerleisesten Tonfall verändert hatte, schwellte ihr das Herz. Helene schöpfte tief aus dem Quell der Gedanken — und ihre Wimpern benetzten sich sanft. Sie kostete einen Tropfen Seligkeit, der im Genusse der Erinnerung labt, auch wenn sie schmerzlich war. —

Fernher aus dem herrschaftlichen Garten, der einst still grünte und blühte wie die Rosenflur eines Kirchhofs —

tönte rasche Tanzmusik, getragen vom weichen Flügel der Luft, und vom Städtchen herauf scholl silbernes Geläut über die Saaten, die in der Heiligkeit des Frühlings und des Abendscheins glänzten.

Helene fühlte sich unendlich bewegt. Es liegt in der weiblichen Natur, daß Tanzmusik so leicht zur Wehmuth stimmt, besonders nach dem Schritte zum Traualtar, oder in hoffnungsloser Ferne davon. — Freude der Jugend schwebte ihr vor, und wie Alles so flüchtig sei auf Erden — Alles! Der Klang einer abendlichen Glocke rührt an die Seele, wie das traurige Gedächtniß eines verschwundenen Tages oder Lebens. Helene erquickte sich, daß dieser ihr so liebe Platz einsam wäre, in seiner alten Ruhe und Stille. Ein Traum von Glück lag in dem geisterartigen Lächeln ihres Mundes. Sie seufzte nur aus voller Brust. Die Luft war Gesang, in den Kastanien säuselte der Wind, von den saftgrünen Blättern träufelte der Frieden Gottes; — und die Schatten heimgegangener Liebe webten um das Moos des Brunnens. So war die kleine Weile schnell verflossen.

Da Helene für ihr überwallendes Gefühl das Aufsehen scheute, welches eine stattliche Equipage vor dem Hause des Geistlichen verursachen könnte, so ließ sie nach kurzer Fahrt abermals halten, um von der kleinen Vorstadt aus den Weg bis zur Wohnung des Propstes vollends zu Fuß zurückzulegen und die Eltern sicherer zu überraschen. Aber als sie den Griff der Hausthür anfaßte, konnte sie vor Herzklopfen kaum über die Schwelle; doch der Schall der Klingel verhallte, ohne daß Jemand sich im Flur gezeigt hätte. Die Hinterthür stand offen und ließ in ein reinliches Pfarrgärtchen schauen.

Einen Augenblick erholte sich Helene. Sie lauschte an dem ersten Zimmer, vernahm jedoch nur ein ganz leises Wispern, wie wenn ein Vögelchen redete. Und schnell öffnete die Tochter vom Hause. Odem der Heimath wehete ihr entgegen; aber weder Vater noch Mutter war zu erblicken.

An einem mit Weinranken vergitterten Fenster stand der Nähtisch ihrer Mutter in netter Ordnung, wie überall, so auch hier; jeder kleinste Gegenstand an seiner gewohnten Stelle. Helene sah die einfache Weise jener häuslichen Beständigkeit vor Augen, die ihr stetes Muster gewesen war. Dicht dabei, auf einem Fußbänkchen, saß ein kleines, volles, blondes Mädchen, umgeben von Helenens verbrauchten Spielsachen. Ein altmodisches, ziemlich großes Medaillon, mit einem Bildniß der Frau van Aelst aus ihrer frühesten Jugendzeit, bedeckte die bloße Brust der Kleinen, welche in Fülle der Gesundheit strotzend, blaßröthlich wie aus Wachs gegossen schien. Sie drückte eine längst verworfene Puppe an sich, mit Aermchen, wie Guido Reni sie einst seinen Engeln nicht schöner gemalt.

Seltsam betroffen vom Anblicke der mütterlichen Züge und dem dieser kleinen Stellvertreterin, fragte Helene in Hast: „Wer bist Du, liebe Kleine?"

Das Kind sah blöde und bestürzt zu der schlanken Höhe der fremden Dame auf, und als es mit einem Seufzerchen den Namen „Helene!" zur Antwort gab, da war es der großen Helene, als sähe sie, wie eine Gestorbene, ihre eigene Kindheit noch einmal wieder. Ein Schimmer der Abendröthe ließ Alles in verklärtem Lichte erscheinen. Der Sitz zu den Füßen des Nähtisches zog mit tausend Fäden an ihrem Herzen — beinahe däuchte es ihr, als entzöge das

Band am Medaillon, geschlungen um den Hals eines ihr unbekannten Kindes, ihrem innigsten Antheile etwas von seinem angebornen Rechte. — Und zwischen Kränkung und Entzücken erinnerte Helene sich, wie oft sie jenes Bild der Mutter abgeschmeichelt hätte, um es eben so zum Schmuck einer kindisch-eitlen Stunde tragen zu dürfen! —

Alfred — Helenens Sohn — betrachtete stumm das Mädchen und wagte nun das Bildniß mit leisen Händchen zu berühren; aber die Kleine, als wolle er es ihr nehmen, entriß es ihm, und sagte eilig und ängstlich: „Das ist die Großmama, — die laß mir nur!" worauf der Knabe scheu zurücktrat, als verzichte er.

Vielleicht würde seine Mutter sich ins Mittel gelegt haben, wenn sie nicht einen Gang vernommen hätte, der sie selbst außer Fassung setzte. Helene warf sich rasch in den gestickten Armsessel, auf welchem sonst ihr Platz gewesen war, die überströmenden Augen halb abgewendet. Als Frau van Aelst nun hereintrat, und ihr Schrecken vor der geliebten Erscheinung, kraft der heiligsten Sympathie, durch die Nerven der Tochter zuckte, als jene mit herzdurchdringendem Tone ausrief: „Helene! um Gotteswillen! bist Du es denn wirklich?" da stürzte die junge Frau laut weinend an die Brust ihrer treuesten Freundin, und Beide konnten sich lange vor bedrängender Wonne nicht fassen.

„Der Vater muß sogleich kommen; er ist nur einmal um das Feld gegangen" — sagte Frau van Aelst unruhig, als dürfe sie das Vorrecht der ersten Umarmung ihres entbehrten Kindes nicht lange voraus genießen. Sie hob den Knaben zu sich empor, und ihre vor Freude zitternden Lippen hießen ihn willkommen. Mit jener zärtlichen Kunst der Mütter, die auch das Mangelhafte in ein Lob zu kleiden weiß, sagte sie: „Wie leicht

Du bist, mein Söhnchen! wie eine Schaube. Deiner Mutter bist Du schwer geworden — — mache ihr einst das Leben leicht dafür!“ Alfred umschlang den Hals der Großmutter und stammelte einige Worte, die Helene ihm gelehrt hatte.

Da trat der Propst hastig ein. Er war dem Wagen seiner Tochter begegnet und hatte bereits ihre Ankunft erfahren. Helene flog auf ihren Vater zu, der Propst aber trat einen Schritt zurück, — wir wagen es, an jenen kleinen Fersensprung zu erinnern, womit, von früher Zeit her, dieser wackere Mann die Grenze der Selbstbeherrschung berührte — und abwehrend, in zürnender Rührung sprach er: „Warum hast Du mir das gethan, Helene? Ich kann Ueberraschungen nicht leiden. Du hast mich um eine Freude gebracht, um die köstliche Freude der Erwartung! Und der Tage, wo ich mich auf Dein Kommen freue, dürften nicht mehr viele sein.“

Ueber Helenens helles Angesicht flog ein Wolkenschatten. Sie kämpfte mit ihren Thränen.

„Du kannst nur nicht gut erwarten — bester Mann!“ Die Mutter, der dieser Empfang der lieben Tochter wehe that, konnte nicht umhin, mit diesem Vorwurfe einzufallen.

Im Nu fühlte Helene sich in ihre ehemaligen Verhältnisse versetzt. In jedem höchsten Augenblicke hatte sich unter Donner und Blitz ihr häuslicher Himmel geöffnet. Mit herzlichem und schmerzlichem Ungestüm kam sie der heftigen Gegenrede zuvor und verschloß ihrem Vater küssend den Mund.

„Sei nur gut und schmäle nicht, mein lieber, liebster Vater!“ sagte sie mit süßer, flehender Stimme, „Du wirst es bereuen, mich gescholten zu haben, wenn Du die näheren

Umstände erfährst. Ich bin ja nun da! bin mit tausend Freuden gekommen — und bringe Dir mein Wesen in verdoppelter Liebe mit. Jetzt beten Mutter und Kind, daß Du noch lange leben mögest!" —

Der Propst war überwältigt. Tropfen perlten auf seiner Stirne, eine väterliche Freudenthräne blinkte in seinem Auge — er drückte die ersehnte Tochter so inniglich an sich, als wolle er sie nie mehr von sich lassen.

Während dieser Scene stand der Knabe, von ferne mit furchtsamer Miene den Mann anblickend, der seine schöne Mutter so hart anließ.

„Hier hast Du Deinen Enkel, mein Vater!" sagte Helene und zog ihren Alfred näher, der sich leise sträubte.

„Gott, der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, segne Dich, mein Kind! wie ich Dich segne" — sprach tiefbewegt und mit liebkosender Herablassung der Propst. Der Knabe lächelte, sein Gesicht glich in diesem Augenblicke einem Engel.

„Ich danke Dir, Herr! thue nur aber meiner Mutter auch nichts zu Leide" — antwortete er kleinlaut.

Helene erschrak. „Was sprichst Du doch so närrisch, Kind?" sagte sie mit jenem Tone der Verweise, die einen schwachen Anklang von Beifall haben, „das ist der gute Großvater, der es gewiß nicht böse mit uns meint. Männer sind ernst, Alfred."

„Ich will auch ein Mann werden" — versetzte der Kleine und richtete sich empor. „Topp!" rief der Propst, „die Hand darauf, kleiner Wicht!" — Ein Gedanke von einer Hand lag in seiner starken Rechten.

„Ein Simson bist Du nicht, mein Junge" — bemerkte er, halb scherzhaft, halb bedauernd; deßhalb kannst Du doch

zu großen Dingen geboren sein; — lasse Dir nur das Haar nicht abschneiden."

Der Knabe schüttelte seine vollen Locken, als ob er die Warnung verstände. Frau van Aelst trocknete ihrem Manne die feuchten Schläfen.

„Wie erhitzt Du bist!" sagte sie besorglich, das kommt von dem übereilten Gange her, was Dir doch nun einmal todtschädlich ist — Du weißt's, alter Freund. Wenn Dir die Adern so auflaufen, dann ängstige ich mich, der Schlag könnte Dich rühren."

„Gott bewahre!" entgegnete der Propst, einer Frau von gesetztem Wesen soll doch Alles am Schnürchen gehen, sogar ihr alternder Ehemann. Wollte ich doch wetten, unsere lebhafte Helene gäbe dem Forstrathe nicht Anlaß zu der Beschwerde Jenes, der da klagte, daß die ängstliche Fürsorge seiner Gattin ihn in Verzweiflung, wo nicht um das Leben bringe. Im Theater, Angesichts der schaulustigen Menge habe sie ihm ein Tuch um die Stirn gewickelt, daß die Zugluft ihm nicht schaden möge."

Helene konnte doch ein kleines Lachen kaum bergen. Sie sah, ihr Vater war der Alte noch. Die Mutter aber lächelte gelassen und sprach: „Wahre Liebe und Sorgfalt trägt man auch nicht zur Schau."

Unterdessen hatte unbemerkt von Allen die kleine Helene sich genähert, und dem Propst die Hand geküßt und den Rock; dann griff sie sacht in seine Tasche — er wurde es nicht gewahr. Doch seine Tochter, als ob sie einen Eingriff in ihre kindlichen Gerechtsame wahrnähme, fragte jetzt: „Wer ist denn aber diese Kleine, die meinen Namen und das Bildniß meiner guten Mutter trägt? Wem gehört sie an?"

„Unserer Felicitas!" riefen die Eltern zugleich, und der

Propst setzte hinzu: „Felix ist glücklicher als Vater, wie als Sohn. So gleicht sich Alles aus.“

„Wo habe ich denn die Augen gehabt?“ erwiederte Helene, „das hätte ich sehen können. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Und Maarbonn's sendeten das Kind hierher? Davon habe ich ja noch keine Sylbe erfahren?“

„Kommt noch zurecht, Frau Tochter“ — antwortete der Propst trocken.

Auf daß Helene Auskunft erhielte, sagte die Mutter: „Felicitas brachte es uns selbst; wie im Fluge geschah es, daß dieser unvermuthete Besuch uns erfreute am Tage, wo ich meinen letzten Brief an Dich geschrieben. Sie hatte sich geschwind entschlossen und eine günstige Gelegenheit zu der weiten Reise benutzt. Leider! nur für allzukurze Zeit.“

„Wie voll und blühend ist Felicitas geworden!“ nahm der Propst das Wort und blickte seine Tochter dabei an. Schweigend streichelte er ihre blasse Wange, die nur noch eine blasse Rose war. Das Herz blutete der Mutter leise, als sie ihre Tochter unter dem vergleichenden Blicke des Vaters so schmerzlich erröthen und so wehmüthig lächeln sah.

„Dies, mein Vater, könntest Du in Wahrheit nicht von mir rühmen,“ erwiederte Helene mit unterdrückter Wehmuth. „Du wirst es mir ansehen, daß ich viel gelitten habe. Die lange Krankheit meines Kindes, wobei ich mich übernommen, meine eigene Nervenschwäche — die Stadtluft, welche mir nicht zusagt — die aufregenden Gesellschaften, denen ich mich unterziehen muß“ — —

Der Propst zog die Stirne kraus; doch Frau van Aelst fiel tröstend ein: „Es ist ein Vorzug der Jugend, daß sie sich schnell erholt. Du wirst Dich in pflegsamer Ruhe, im Balsam der Frühlingsluft bald gestärkt fühlen. Auch hoffe

ich, Du bleibst lange bei uns, um diesem wohlthätigen Einflusse Zeit zu gönnen?"

„Einen Monat und vielleicht noch länger, wenn meine gütigen Eltern es mir erlauben," lautete Helenens Antwort.

„Was sprichst Du von erlauben?" versetzte der Propst im Tone der Rüge. Dieser devote Ausdruck klingt nach der Sprache der unterthänigen Welt. Solltest Du nicht sein in Dem, was Deines Vaters ist?"

Helene warf sich mit leidenschaftlicher Innigkeit in seine Arme und rief: „Ja, hier bin ich im Tempel der Heimath! Das Herz geht mir weit auf — ich bin bei Dir, mein Vater! Dein gutes, Dein glückliches Kind!"

Sie schmiegte sich an seine Brust, und die Eltern dachten still betroffen, daß Helene doch wohl nicht ganz glücklich wäre.

„Es ist auch hübsch bei uns — hübsch und heimlich!" pries der Propst gutmüthig; „es ist auch ein Segen, wenn man über der fremden Schwelle Gefallen findet und im neuen Hause das alte Glück. Der Zufriedenheit guter Geist hat diese Wände geweiht."

„Und was mir am liebsten ist," setzte Frau van Aelst hinzu, „wir wohnen so bequem und ungestört, wie auf dem Lande."

Dann fuhr der Vater lobpreisend fort: „Das Haus ist geräumig, hell — der Garten groß genug und nicht ohne Schatten. Zur Kirche habe ich nur wenige Schritte, und wie betriebsam das Städtlein auch ist, es geht mich hier nichts an. Freilich — einen Umzug möchte ich nicht mehr machen. Doch wo man nur sich selbst mitbringt, da stehet bald Alles an der rechten Stelle; nur der Eigensinn trifft überall Anstoß."

„Nur den Brunnen vermisse ich" — schaltete Frau van Aelst ein; „außerdem würde ich mich nach Wartenstein, zumal in seinen jetzigen Verhältnissen, nicht zurück sehnen."

Helene erwähnte, daß sie einige Minuten daselbst verweilt hätte.

„Dort oben ist's vorbei!" sprach ihr Vater ab, als dächte er nicht gern daran. „Dieser noble Freiherr wirthschaftet grundschlecht und ruinirt die herrlichen Güter. Ein Glücksjäger ist er — und mit ihm hat ein Heer wüster Geister Wartenstein in Besitz genommen. Dieses Gesindel jagt nun im wildesten Treiben dem Genusse des Lebens nach. Dabei nichts als barer Hochmuth, der sich auf jede Weise verschuldet. — Und trotz aller Vornehmthuerei die niedrigste Gesinnung, die nichts Höheres kennt, und der die heilige Abgeschiedenheit der Poesie ein verschlossener Himmel ist. Wenn ich mir dagegen die edle Ruhe bedenke, die sonst im Schlosse herrschte und nun diesem gemeinen Tumulte gewichen ist! — der Landeshauptmann, mit seiner sanften Neigung zu den Blumen, ist — wie mir oft gesagt worden — ein Wohlthäter im Stillen gewesen; und unser seliger Graf, flüchtig wie ein Engel, der zur Rettung der Hülflosen erscheint, war er nur da, um das Unglück des Brandes zu vergüten, dann löschte ihm der Tod die Fackel" — — Dem Propste erlosch die Stimme, es entstand eine tiefe Pause. Die goldene Uhr an Helenens Gürtel, ein theures Geschenk — unsere Leserinnen erinnern sich daran — ging vernehmlich, und das Herz darüber schlug im Andenken jener unvergeßlichen Güte. — Frau van Aelst gab ihrer Tochter einen Wink und Helene alsbald dem Gespräche eine abziehende Wendung. „Väterchen," sagte sie, „bitte, erzähle mir von Felicitas, und wie es ihr und ihrem Manne ergeht!

Es interessirt mich doch lebhaft. Mir ist, wie wenn ich eine Weile geträumt hätte und die Bilder der Vergangenheit wären nun erwacht. Die trauten, lieben Namen — — ich habe sie lange nicht gehört."

„Du wirst Dich wundern!" antwortete der Propst, nachdem sein innerer Groll, der stets mit der zartesten Weichheit der Gefühle zusammenhing, in etwas nachgelassen hatte. „Von Felicitas weiß ich Dir wenig zu sagen, als daß sie eine wackere Frau geworden ist und das Wohlergehen einer zufriedenen Seele genießt. Diese Sanftmüthigen und Friedfertigen besitzen das Reich Gottes auf jedem Fleckchen Erde, wie arm an Freuden es auch wäre. — Und Felix? Nun, er scheint auch zur Vernunft gekommen zu sein. Denke nur, Helene, es ist sehr möglich, daß er Rector wird an der hiesigen Kostschule. Wer ihm dies einst gesagt hätte, der würde schön angekommen sein. — Jetzt strebt er nach der kleinen Liebstadt, die er damals hochfahrend verachtete, als ihr sein verstorbener Pflegevater mir zu Liebe den Vorzug seiner Wirksamkeit gab. So rächt sich Alles."

Helene erstaunte. „Wäre es möglich," erwiederte sie, „daß Felix jener angenehmen Stellung entsagen wollte? — Wie käme denn dies, mein lieber Vater?"

„Nun, seine Stellung ist so angenehm eben nicht," entgegnete der Propst. „Er hat sich mit seiner Gönnerin entzweit, seitdem steht er bedeutend im Genitiv. Sagte ich es doch gleich, daß diese Art Versorgung nicht zuverläßig wäre. Die Gunst des Glückes kann höchstens die G e l i e b t e eines Mannes sein; die Sicherung des erworbenen Verdienstes aber ist ihm gleichsam ein t r e u e s W e i b. Felix, der — was vorauszusehen war — die Eitelkeit der Mistreß Smith beleidigte, indem er versagte, ihr ein Werk zu dediciren,

wovon sie keine Sylbe versteht — theilte mir brieflich die Idee mit zu einem Institut, was er im Sinne hätte, und fragte hinsichtlich des Ortes um meine Meinung bei mir an. Der Rector hier, ein redlicher Mann, der aus Familienrücksichten versetzt zu werden wünscht — und mir geeignet schien, daß ich ihn in Rath nähme, sagte ohne Weiteres, der junge, privatisirende Gelehrte, für dessen Kenntnisse ich mich verbürgte, könne ja sein Nachfolger werden. Der Name Maarbonn sei eine Fürsprache von gutem Klang. Jedoch zweifelte ich, daß Felix darauf eingehen würde. Allein — die muthige, kleine Frau kam selbst. Die einleitenden Schritte sind bereits geschehen — wie gesagt, es ist sehr möglich.“ —

Es war Sonnabend. Der Propst ging daher, seiner Gewohnheit nach, zeitig auf sein Studirzimmer, die Predigt zum morgenden Sonntage noch einmal durchzugehen.

Alfred, müde von der Luft, war eingeschlafen; sein Köpfchen lag an der Wange der kleinen Helene, welche dieser freundlichen Last geduldig still hielt.

„Wir wollen die Kinder zu Bett bringen,“ sagte Frau van Aelst, welche geräuschlos wie immer das Nöthige beschickt hatte, „und dann noch ein Weilchen zusammen plaudern.“

Das Gaststübchen, wohin die Mutter sie führte, war von so einladender Heimlichkeit, daß Helene es mit sichtlichem Wohlgefallen in Augenschein nahm. Diese langen Vorhänge in reichen Falten, blüthenweiß und in ihrer zarten Feine duftend von Reinlichkeit, ließen den Silberblick der Sterne durchscheinen. Nur wie ein wehendes Gewölk bewegten sie sich leise in dem Luftzuge, der vom geöffneten Fenster herein in der erquickenden Nacht durch junge Linden säuselte. Die

Diele, weiß wie frisch gefallener Schnee, zeigte die beweglichen Schatten ihrer Blätter; die Möbeln, so prunklos und doch so anständig, hatten keine Veränderung erlitten; der kleine Schreibtisch, der einst ihre stille Gedankenwelt enthielt, stand noch eben so da. Helene befand sich in den alten Formen ihres Glückes. Diese schlichte Sauberkeit erschien ihr schöner, als der Glanz der Einrichtung, an den sie gewöhnt war. Sie konnte den Blick nicht wenden, ohne ein trautes Bild in ihre Seele zu fassen. Doch als Frau van Aelst, um ihrer Tochter dies und das zu zeigen, den Leuchter hielt, fiel es dieser zum ersten Male auf, wie merklich ihre Mutter gealtert wäre.

„Du bist doch wohl, mein Mütterchen?“ fragte Helene sorgsam. „Ich will nicht fürchten, daß Du mir verschweigest, was mich beunruhigen könnte.“

„Nein,“ versicherte die Mutter. „Sei meinetwegen ruhig, Helene! — Man läßt jedoch nach, liebe Tochter, und der Gleichmuth, dessen ich bedarf und den Gott mir nicht umsonst verliehen hat, fordert auch körperliche Kräfte. Du kennst das reizbare Temperament Deines Vaters. Früher meinte ich bei mir selbst, ein kleiner Aerger gehöre zum Haushalte seines täglichen Wohlbefindens; aber das ist nunmehr anders. Sein Aufbrausen sonst beunruhigte mich nicht, wußte ich doch, wie vorübergehend es wäre; jetzt, was ungleich schlimmer ist, hält seine üble Laune an, weil sie sich weniger ausläßt. Du magst es glauben, ich athme frei auf, wenn er einmal nach alter Sitte in Harnisch geräth. Du siehst, wie man sich an Alles gewöhnen kann. An Veranlassung zum Mißmuth fehlt es nicht, wie nirgends in der Welt. Es sind in hiesiger Gegend meistens junge Geistliche, die in immerwährender Fehde mit einander leben.

Das verdrießt den Vater. Der Zwiespalt derer, die sich Brüder nennen und den Frieden predigen sollen, kränkt ihn um so mehr, als christliche Toleranz ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter Deines Vaters ist. Er redet bisweilen drein; dann feinden sie ihn an — denn ein Freund der Wahrheit wird selten geliebt."

„Wenn nun der Vater das Amt niederlegte," erwiederte hierauf Helene, „so wäre er nicht länger betheiligt bei diesen Streitigkeiten und könnte in ruhiger Zurückgezogenheit leben, wo es ihm gefiele."

„Daran ist nicht zu denken" — verneinte die Mutter. „Das wäre wider seine Grundsätze. Ja, wenn Du einen Prediger geheirathet hättest, vielleicht wäre in diesem Falle Dein Gedanke eher ausführbar. Wir zögen zu Dir, der Vater verträte dann und wann den Schwiegersohn, und bliebe — so zu sagen — bei der Kanzel. Doch im Geräusche der Welt? Nimmermehr! Dort wäre Dein Vater eine Stimme in der Wüste."

Frau van Aelst, welche unwillkürlich ihre eigene Abneigung ausgedrückt, schwieg und bereute schon, zu viel gesagt zu haben, denn Helene stieß einen tiefen Seufzer aus. Allzu reizend, wie alles Versagte, schwebte ihr ein Zusammenleben mit den geliebten Eltern vor.

„Deßhalb," fuhr die Mutter zuversichtlich fort und so, als ob sie auf Voriges zurückkäme, „wird, wie ich zu Gott hoffe, Deine Anwesenheit den Vater erheitern, und in derselben Absicht habe ich die kleine Helene hier behalten. Felicitas weiß das Kind in treuen Händen; ihre Schwiegermutter — wie ich aus einigen Worten der jungen Frau schließen konnte — mag schwerlich unterlassen, sich in die Erziehung einzumischen, und eben nicht heilsam."

„Da fällt mir ein,“ unterbrach Helene die Mutter, „wie ich vom Vater zu meiner Verwunderung vernommen habe, daß Maarbonn's vielleicht wieder hierher kommen.“ Frau van Aelst sprach: „Es wäre mir aus manchem Grunde lieb, wenn dieser Plan zu Stande käme.“

„Es wäre Dir lieb?“ entgegnete Helene mit noch größerer Verwunderung. „Du scheinst vergessen zu haben, liebe Mutter, wie störend Dir die Professorin gewesen.“

„Gewesen!“ wiederholte Frau van Aelst mit trübem Lächeln. „Du sprichst wahr, mein Kind. Jedoch war jener Umgang mir hauptsächlich Deinetwegen drückend, weil Du die Maarbonn nicht ertragen konntest. Seitdem nun habe ich einsehen gelernt, wie nöthig kleine Störungen der eigentlichen Ruhe des Lebens sind. Wenn der Vater sich mit dieser unabweislichen Frau befassen muß, so ist er schon froh, wenn sie ihn verläßt. Es hält ihn vielleicht ab, sich das Herz ohne Noth schwer zu machen. So mögen die meisten Plagen verkannte Wohlthaten sein.“

„O, Du magst Recht haben!“ sagte Helene; „aber vergieb, wenn ich hinsichtlich der Professorin eine Ansicht, die Dich befriediget, nicht ganz theile. Wohin sie ihren Fuß setzt, da wächs't kein Gras mehr; ihr herrschsüchtiger Sinn kennt keine Grenzen.“

„Sie liegen ihr vor Augen“ — wendete die Mutter mildernd ein. „Du weißt, Helene, daß Maarbonn hier begraben liegt. Dahin geht der Vater nun in Wind und Wetter, und grübelt vergangenen Dingen nach, die nicht zu ändern sind. Er hat sich den Platz abgrenzen lassen, wo er neben seinem Freunde schlafen will. Bin ich denn nicht seine Frau? So oft ich jene grüne Einfassung sehe, finde

ich mich von meinem letzten Anrechte ausgeschlossen. Der Vater treibt Abgötterei mit dieser Freundschaft."

„Der Vater übertreibt beinahe Alles!" äußerte Helene, seine leibhafte Tochter, in kindlichem Vertrauen; es war eine frauliche Erwiederung auf die Klage der Mutter, und, ihrem Sinne nach — zum Troste gesagt. „Und doch, gute Mutter, warst Du immer sein bester Freund. Deine stille Seelenstärke stützte ihn sanft. Der Professor war ein trefflicher, aber schwacher Mann; mir aber däucht, ein Freund müsse vor allen Dingen fest sein."

„Um aushalten zu können, unerschütterlich in Lieb' und Treue," bestätigte die Mutter. „Sieh, Helene, so war es immer mein Wunsch, den Vater zu überleben, wäre es auch um eine bange Stunde nur; ich fühlte" — hier wankte ihre Stimme — „er könne nicht bestehen ohne mich. Von jeher erbarmte mich ein alter, verwittweter Mann. Wir tragen so Manches und mitunter so Schweres inmitten der Unsern allein, daß die Geduld auch unser Beistand bleibt, wenn wir zuletzt einsam stehen und verlassen. Im Falle nun Gottes weiser Wille beschlossen hätte, daß ich dem Vater voranginge, so wäre es beruhigend für mich, wenn ich Felicitas am Orte wüßte."

„O Mutter!" rief Helene schmerzlich, „denkst Du nicht an mich? Sprich mir nicht davon, daß Du stirbst; ich kann es nicht ertragen. Bin ich denn aus der Welt, daß Du meinst, Felicitas, weit entfernt, stände Dir näher, als ich?"

„Sei doch kein Kind!" sagte Frau van Aelst begütigend. „Du lebst in der Welt, in ganz andern Verhältnissen; deßhalb bist Du für uns nicht da, das ist begreiflich. Nur Dein Glück ist unser steter Wunsch und unsere liebste Hoffnung — — — ist sie erfüllt, Helene?"

Bei dieser Frage, welche die Mutter wie beiläufig und so sanft als möglich that, standen die Augen ihrer Tochter voller Thränen. Die Wendung war zu ernst, und Helene konnte lange vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen. Endlich sagte sie: „Du hast ein Recht zu dieser Frage, die ich Dir, geliebte Mutter, wahr und wahrhaftig beantworten will. Gewiß gäbe es ohne den Besitz meines Mannes kein Glück für mich, wenn ich mir auch die Ehe ein wenig anders träumte.“ —

Helene hielt inne — und ihre Mutter warf kopfschüttelnd ein: „Liebe Tochter, ein Traum ist die Ehe nicht! Worin fändest Du Dich denn getäuscht?“

„Worin?“ fragte Helene ausathmend. „Nun, zunächst wohl darin, daß ich wähnte, die äußeren Verhältnisse wären für die eheliche Verbindung nicht wesentlich. Dem Vater hätte ich glauben sollen, der oft genug behauptete, unser Glück hinge sehr genau mit ihnen zusammen. Mein Heinrich ist ein edler Mann — aber“ — — —

„Nun?“ sagte Frau van Aelst. Dies Wörtlein und der Blick, womit es gesprochen wurde, war dringend.

„Aber — er ist auch sehr von Adel“ — setzte seine Frau leise und beklommen hinzu.

„Es könnte auch Dein Stolz sein, der Dich dies fühlen läßt,“ entgegnete die Mutter. „Nicht selten sind es unsere Fehler, die wir Andern Schuld geben.“

„Nein, Mutter, nein!“ antwortete Helene gesteigerten Tones; „mein Stolz begehrt ein höheres Glück, als welches Rang und Stand geben können. Die Liebe erhebt ja in den Himmel. Nie habe ich daran gedacht, daß mein Mann in anderem Sinne mich zu sich erhoben hätte. Daß aber Heinrich sich eines Unterschiedes, der auf seine Wahl zurück-

fällt, bewußt geblieben, dies ist mir immer deutlicher geworden, wenn auch vielleicht weniger aus seinem Benehmen, als aus den Winken, die er mir für das meinige giebt."

„Wenn Du Dich nur nicht irrst, Helene!" warnte die Mutter.

Helene sah ihre Mutter mit bittendem Lächeln an und sprach: „Urtheile selbst! Jüngst waren wir in Gesellschaft. Eine Dame, die im Verruf unerträglichen Hochmuths und gemeiner Sitten steht, machte sich üppig. Man scherzte unfein über geheime Sünden der Männer. Mit auffallender Geringschätzung rief jene Dame mich an: Frau von Falk! Sie sind ja wohl eine Pastorentochter? So halten Sie gewiß dem Herrn Gemahl eine Predigt hinter der Gardine? Oder ließe Ihnen das die Demuth nicht zu? Schon schwebte die Antwort mir auf den Lippen, da erschien mein Mann wie in flammender Rüstung an meiner Seite und sprach: Meine Frau besitzt den Stolz, vorwurfslos zu sein, und nimmt stets den Platz ein, der ihr gebührt. — Aller Augen waren auf mich gerichtet, ich glühte über und über."

„Ich bildete mir ein, daß ich vielleicht entsprechender geantwortet haben würde, obgleich es mir jetzt an Geistesgegenwart gebricht, die mir sonst zu Gebote stand. Mein Mann gab mir den Arm. Wir gingen nach Hause, wo mir am wohlsten ist. — Gott weiß es, wie mir war. Ich brach in Thränen aus; — aber nur, weil ich mich erleichtert fühlte. Heinrich sagte finster zu mir: Warum machst Du nicht Gebrauch von dem, was Dir ansteht? Du bist die Frau von Falk! Wenn Du dies geltend zu machen wüßtest, so würde jene übermüthige Thörin nicht gewagt haben, Dich zu beleidigen. Du bist nicht heiter genug und

viel zu anspruchslos; Dein Betragen hat sogar etwas Gedrücktes angenommen, was, wie ich aufrichtig gestehen muß, mir mein Herz zusammenpreßt. — Was ich auf diese Rede meines Mannes hätte erwiedern mögen, unterdrückte ich; es hätte mir das Herz abgestoßen."

„Gleichwohl liegt in seinem Vorwurfe etwas Wahres," entgegnete die Mutter.

„Nein, Mutter, nein!" widersprach die junge Frau mit steigendem Tone; „bin ich nicht Helene? Als solche liebt man mich. Der Name meines Vaters wird überall mit höchster Achtung genannt — das Wörtlein „Von" kann demnach weder meinem Werthe, noch meiner etwaigen Liebenswürdigkeit ein Jota zusetzen, und wen es abhält, mir ein Leid zuzufügen, der wäre selbst keiner Ehre werth."

„Eben deßwegen brauchst Du Dich nicht zu ereifern," antwortete Frau van Aelst. „Ruhe ist die vornehmste Waffe, die einzige des Weibes. Wo wäre denn irgend Jemand bevorzugt, der unangefochten bliebe? Unser Verhältniß zu dem seligen Grafen und seiner Schwester hat Dich verwöhnt. Das trifft man aber nicht zum zweiten Male. Diese Menschen zeichneten sich nicht nur durch die höchste Sittlichkeit aus oder durch die feinste Bildung des Geistes, sondern durch eine Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt ist. Waren wir doch wie Blutsfreunde."

„Ach, wenn der Graf noch lebte!" sagte Helene betrübt, „dann wäre Alles gut und Manches wäre anders gekommen. — Der frische Sinn meines Mannes strebt nach Lebensgenuß. Er hat sich einen Kreis von Freuden und Freunden gebildet, den ich nicht theilen kann. So ist denn nicht jene Gemeinsamkeit zwischen uns, in der ich aufgewachsen bin und welche das eheliche Interesse so durchaus

verschmilzt, daß es um keinen Preis gesondert werden könnte."

„Das ist schlimm!" sprach seufzend die Mutter; „doch — forderst Du vielleicht zu viel? Es gehört vorwaltendes Gemüth, ein kindliches möchte ich sagen, dazu, daß ein Mann seines Standes und Wesens sich in häuslicher Enge nicht beschränkt fühle. Der Baron scheint mir zum Hausvater nicht geartet. Er ist von Jugend auf an weite Reisen gewöhnt; diese Gewohnheit macht rastlos — und — die Ehe ist ein Port, Helene. Der Stolz der Ungebundenheit vertrüge nicht, daß er eingezogen mit Dir lebte."

„Dies verlange ich auch nicht," versicherte Helene; „ich halte ihn von nichts zurück und lasse ihn gewähren. Auch sehe ich ein, daß er Zerstreuung bedarf. Zuweilen fliegt ihn eine hypochondrische Laune an, ich weiß nicht, woher oder wodurch. Sonst waren es ernste, tiefe Gedanken, in denen ich ihn am meisten liebte; doch diese verhielten sich zu jener Verdüsterung — nur im umgekehrten Gleichnisse — wie Raupen zum Schmetterlinge."

Die Mutter lächelte. „Im Ehestande, meine Tochter," sagte sie ernsthaft, „entpuppen die Männer ihre Seele, und flattern auf und davon; die Liebe aber muß bleiben."

„Flattersinn ist Heinrichs Natur nicht," versetzte Helene, als ob sie nichts auf ihren Mann kommen ließe; „er ist vielmehr sehr anhänglich. Jeder Eindruck haftet; am Herkömmlichen hält er fest. Das ist's eben. Ich möchte, daß er mir Freiheit gönnte, nach meiner Weise zu fühlen und zu handeln."

Frau van Aelst lächelte abermals und sprach: „Eine leidenschaftliche Liebe — und eine solche war die Deinige,

meine Tochter, und ist es noch — schmeichelt dem Herzen des Mannes zu sehr, als daß nicht ein kleiner Tyrann darin entstände. Da trägt die Gattin lebenslang eine Fessel, was sie nur daran merkt, wie schwer das Herz ihr zuweilen ist; jene stille Innigkeit hingegen — brennenden Seelen erscheint sie als Phlegma oder Kälte — trägt immerdar ein Zweiglein aus der Brautkrone.“

„Verstehe ich Dich, meine Mutter?“ fragte Helene schmerzlich. „Das heißt also, man muß nicht lieben, um der Liebe eines Mannes dauernd versichert zu sein?“

„Das heißt es nicht, Helene!“ erwiederte Frau van Aelst. „Man muß recht lieben, im höchsten Sinne. Mißverstehe Dich selbst nicht! Du bist Dir Ruhe schuldig und dem Vater Deines Kindes.“

„Ach, Mutter, da triffst Du den tiefsten Punkt!“ sagte Helene in aufwallendem Gefühl. „Daß mein Mann sein Kind nicht mit wahrster Vaterfreude liebt, fürchte ich. Alfred ist ihm zu schwächlich und zu zahm; das grämt und beschämt ihn. Kann ich dafür“ — und hier fielen heiße Thränen in Helenens mütterlichen Schooß — „daß nur mit größter Anstrengung sein zartes Leben erhalten werden konnte? Gern würde ich das meine hingegeben haben, wenn ich ihm ein starkes, kräftiges Kind geboren hätte.“

Mit leisem Unwillen und innigst theilnehmend zu ihrer Tochter gewendet, nahm Frau van Aelst das Wort. „Jener Schwäche müßte der Baron sich schämen; doch nicht der seines Kindes. Aber, Helene, es giebt viele Männer, denen die Liebe nichts ist, als ein schwacher Augenblick, nach welchem sie sich in voller Selbstsucht wieder angehören.“

„Da thust Du meinem Manne Unrecht, geliebte Mutter!“ versetzte Helene angelegentlichst; „Heinrich ist kein Egoist.

Es ist nur so ein ritterlicher Tic von ihm, daß er den Muth, diese oft nur körperliche Tugend, überschätzt, und die Kraft dazu. Mein Mann genießt, Gott sei Dank! einer Normal-Gesundheit, die ein seltenes Glück ist. So vermag er daher nicht, einen leidenden Zustand zu fassen. Es ist ihm — wenn er es auch nicht eingesteht, als ob nur ein matter, kläglicher Wille kränklich sein ließe. O, ich habe viel gelitten — — — sehr viel!" —

„Nun, so sei eine heldenmüthige Mutter und ein braves Weib!" sagte Frau van Aelst zu der weinenden Helene. „Unsere Schutzwehr ist Geduld. Denke getrost, daß die Liebe Alles überwindet. Suche Dich auf den Standpunkt Deines Mannes zu versetzen" —

„Dies kann ich nicht" — unterbrach die junge Frau ihre Mutter; „oder ich müßte alle Pietät verleugnen. Mein Mann hat mitunter schroffe Ansichten. Eines seiner Vorurtheile thut mir unaussprechlich wehe, die entschiedenste Abneigung gegen die Geistlichkeit."

Die Mutter schwieg eine lange Weile. Als Helene sie forschend ansah, sagte sie sanft: „Schweige hierzu, meine Tochter, wenn Du der zärtlichen Achtung Deines Mannes nicht eine bessere Meinung von dem Stande Deines Vaters abgewinnen kannst. Durch Schweigen sündigt man nicht; aber man siegt. Und hilft Alles nicht, so blicke höher hinauf in ein besseres Leben. Du siehst mich an? — So höre! Vor einiger Zeit, als Dein Vater mehre Tage hindurch sehr ärgerlich gewesen war, und es mich, die ich mich schuldlos daran wußte, entgelten ließ, so daß ich sattsam mit ihm ausgestanden hatte, wandelt mich plötzlich ein niederschlagendes Gefühl an. Ich lege die Arbeit hin und gehe auf sein Zimmer, zu sehen, ob ich ihm etwa einen Dienst

leisten könne. Denn dies habe ich stets als ein gutes Mittel gegen entstehenden Unwillen in Anwendung gebracht. — Er saß und schrieb. Auf dem Tische lagen Zeitschriften, — mein Blick fällt auf einen Vers in dem aufgeschlagenen Blatte. Es war kein Zufall. Eine verstorbene Ehefrau erscheint vor ihrem Richter und spricht:

Dank sei Dir, Herr, gesagt! ich hab' vom Kelch der Ehe getrunken, gleichen Sinns, die Lust und auch das Wehe; und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten, so lächelte ich ihm — und weinte nur im Schatten. Sieh, Helene, ich wollte, Du schriebst dieses einfache Verslein in Dein Gedächtniß. Mir war es ein Funken. Einst wird Alles nur ein Schatten sein; aber ein liebevolles Lächeln, dem man das stille Leid nicht ansieht, verklärt uns noch vor Gott. Und nun für heute kein Wort mehr! Wir wollen schlafen gehen, Helene. Und mit dem Vater lasse uns behutsam umgehen."

Hierauf küßte Frau van Aelst ihre Tochter, machte sich sanft aus ihren umschlingenden Armen los, und Helene blieb allein, allein mit dem Geiste des Trostes und der Stille.

Helene.

Den 12. Mai 18—.

Mein Tagebuch, am stillen Abend komme ich zu Dir, zu Dir! — Du nimmst mich auf. Du bist ein Freund,

der zu schweigen versteht, und bist mir treu. Wenn es stürmisch in mir war, habe ich Ruhe bei Dir gefunden. Du giebst, nichts verlangend, mich an mich selbst zurück und gönnst mir nachsichtig ein offenes Bekenntniß. Wie zu tausend Malen das Blatt sich auch gewendet hat, Du bleibst Dir gleich. — Die Liebe schüttet das weinende Gewitter des Entzückens aus, und verweht sind die Blüthen; — Du bewahrst Jahr aus Jahr ein den Frühling der Gefühle — — nur die Tinte ist ein wenig verblichen. Diese zumal ist blaß. Und mit lebhaften Farben möchte ich schreiben, in denen sich das holde Licht der Heimath bricht.

Als ich gestern in das Wohnzimmer meiner Eltern trat, athmete ich, obgleich es mir noch fremd war, in der heimischen Atmosphäre eine Fülle von Liebe und Leben, die mir das Herz schwellte. Wie wenn der Duft einer Blume in das Gedächtniß dringt und seine Kammern öffnet, voll von vergangenen Dingen, so drang dieser Hauch der Heimath, der sich nicht beschreiben, der sich nur empfinden läßt, in meine tiefste Seele. Alles wußte, Jedes kannte ich noch, das Geringste fiel mir ein. Welch ein eigenes Gefühl, hinweggezogen zu sein und dann einmal wiederzukehren zu den Seinen, wo die alte Treue wohnt! Einstweilen ist mancher Tag und mancher Traum vergangen. Und wenn das Herz mir bräche, die Wurzel der ersten Eindrücke meiner Jugend wird nur von der Erde verschüttet, in der man mich einst begräbt. — Die Pforten der Erinnerung sprangen auf, ich sah umher. Jedes alte Bild blickte mich mit Freundesaugen an; die Möbeln wankten, da ich sie ins Auge faßte, als ob sie sich neigten, und ihr trockenes Holz schlug in einem Frühlinge aus, schöner, als der blühende Mai draußen. Getröstet über Alles, was mir jemals Trauriges be-

gegnen könnte, schlief ich ein, nachdem ich mit meiner Mutter gesprochen. Diese traute Stimme, wie liebe ich sie! Inniger spricht die Natur nicht an; ihr Wiederhall tönt in meiner Seele, so lange ich bin.

Als ich die ehrwürdige Gestalt meines Vaters umfaßte, da fühlte ich, daß ich eine Stütze an ihm hätte. Und das nicht allein; auch daß ich an Gott festhalten müßte, wenn es mir wohl gehen sollte auf Erden.

Der Geburtstag meines geliebten Vaters war heute, und es beglückte uns, daß er so heiter war, der Vater und auch der Tag seines Lebens. Wir frühstückten im Garten. Ich überreichte meines Mannes Brief und Angebinde, eine Prachtausgabe von Luthers Werken. Alfred sagte sein Verslein gut genug. Darauf langte er eine kleine Bohne hervor, die er den stolzen Heinrich nannte — wie das Kind dazu gekommen, weiß ich nicht — gab sie hin und sprach: „Ich muß dem Großvater doch auch was schenken.“

Dieser kindische Einfall war von der glücklichsten Wirkung. Die kleine Helene, an der Hand meiner Mutter, brachte ein Kränzchen von Vergißmeinnicht, den ersten des Jahres, und die Mutter breitete mit ihren Armen einen weichen Schlafrock aus. „Möchte immer ein frohes, leichtes Herz darunter schlagen!“ sagte sie mit zärtlichem Wunsch und Ton. Der Vater ließ das Geschenk fallen, um die Mutter in seine Arme zu nehmen. „Du thust mir Gutes mit diesem Feierkleide, Sophie!“ sprach er gerührt. „Ach, und wie manche Härte habe ich Dir angethan“ — — — Ein versöhnender Engel schwebte um die Gruppe, worin mein Vater der guten Mutter das Unrecht seiner üblen Laune abbat. —

Wie feierlich, wie schön war diese Stunde! — Der blaue Himmel voll Lerchenstimmen, der blaue Flieder, auch ein himmlischer Athemzug, das helle Geläute der Glocken, der Morgenwind mit seinem lieblichen Geräusche, der Gang mit Blüthen bestreut, die rosigen Bouquets der Apfelbäume, Alles war wie zu einem Feste bestellt. Wir gingen in die Kirche. Weiß mit Gold staffirt, ist sie höchst einfach, aber geschmackvoll. Das Altarbild — der selige Graf hatte dem Künstler, von dem er es hatte malen lassen, die Idee selbst angegeben — zeigt die Parabel vom verlorenen Sohne. Mir däucht, Niemand könne es ohne Rührung ansehen. Man sieht, der Maler hat das göttliche Gleichniß tief empfunden. Er war es werth, ihm eine Gestalt zu geben. Auch ist er bald darauf gestorben. Sein Genius hatte die irdische Schöpfung vollbracht und kehrte auch zum Vater zurück.

Als ich mich in das Anschauen des Bildes versenkte, ging etwas in mir vor; ein Gefühl der Reue war's, was mich anwandelte. Eine Sehnsucht, die weit über das Leben hinausreicht, ergriff mich. Es war mir, als hätte meine Liebe sich verirrt, als wäre ich arm geworden. Da die Orgel erbraus'te, stürzte ein Strom von Thränen aus meinen Augen. Mit Scham dachte ich, wie lange ich keinem Gottesdienste beigewohnt hätte. Das herrliche Lied: „Ich bin Dein Kind, mit Liebesarmen“ — Gott segne den frommen Niemeyer dafür! — wurde in der Wehmuth seiner alten Weise gesungen. Die Heimath des Christen — war meines Vaters Thema. Bei der Frage: „Wer ist denn nicht verlassen — — in der Welt?“ war eine lautlose Stille in der Kirche, so daß man jeden einsamen Seufzer vernehmen konnte. Und als mein Vater hinzusetzte:

„Wenn aber das arme, irrende Herz spricht: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, — hienieden finde ich nicht, was ich suchte, und habe verloren, was ich besaß; da wendete ich mich zu Gott, daß sein väterliches Angesicht mich erleuchten möge, und ein heller Strahl floß in meine Seele.

O mein Heinrich, gingen wir doch Hand in Hand diesen Weg! Wirst Du Dich losreißen können? Jede abweichende Richtung trennt einen Faden der Liebe. —

Die Athemzüge meines Kindes säuseln sanft zu mir herüber; es ist ein Band aus meinem Leben gewebt, ein unauflösliches. — Näher kann nichts sein, als Mutter und Kind; aber innigst umschlingt es den Vater.

Gute Nacht, Heinrich! Gute Nacht, Du mein Liebstes in der Ferne! Träume von mir, Deiner Helene! Ewig Dein. In diesem Gedanken liegt eine unendliche Ruhe.

Den 13.

Ein lebhafter Traum hatte mich zeitig geweckt. Der Thau flimmerte noch. Das Fenster, welches in den Garten sieht, öffnete ich und sog die reine Frühluft mit vollen Zügen ein. Der frische Maitrank berauschte mir das Herz.

Der Vater ging im neuen Schlafrocke auf und nieder, und summte eine Melodie, was immer ein Zeichen von guter Stimmung bei ihm ist. Wie der Wind war ich zu ihm hinab. Den Morgenkuß mußte ich ihm bringen, frischen, fröhlichen Herzens.

„Schon wach, Helene?“ rief er überrascht. „Das freut mich. Du hast das Frühauffsein noch nicht verlernt.“

Nichts habe ich verlernt, mein Vater, was Du mich gelehrt hast, antwortete ich. Der Vater lächelte, wie ungläubig.

„Gefällt es Dir denn hier, liebe Tochter?“ fragte er mich vergnügt.

Ach, unaussprechlich! versicherte ich. Diese Stille thut mir so wohl. Der Sonntagsfrieden gestern hat mich wahrhaft erquickt. Vater, glaube mir, ich bin nicht für das Gewühl der Menschen.

Mein Vater sprach hierauf mit komischem Pathos:

„Wo Menschen sind, da sind auch Uebel,
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß;
Und ach! gleich anfangs waren — laut der Bibel —
Schon ihrer zwei zu viel für's Paradies.“

Ich fühlte, daß ich erröthet war. Mein Vater streichelte mir die heiße Wange. Nach einer Pause sagte er: „Also Du bist nicht gern in der lauten Welt, die man die große nennt? Du bist aber Frau, und diese spricht mit Freudigkeit: „W o D u b i s t, d a b l e i b e i c h a u c h. — Was dieser oder jener Aufenthalt giebt oder nimmt, ist nichts Wesentliches, Helene. Was könnte Dir die Hauptstadt entzogen haben?“

O viel! entgegnete ich mit Selbstvertheidigung, einen guten Theil meines Glückes. Zeit vor Allem. Mein Mann kann sich selten für mich abmüssigen. Die Gesellschaft, der Heinrich ein Recht an sich und mir einräumt, mischt ihre Unruhe auch in eine Stunde der Muße. Wir sind dann doch nicht beisammen, so wie sonst.

„D e m W e i b e i s t d i e L i e b e A l l e s!“ — erwiederte mein Vater; d e r M a n n h a t d a n e b e n z u t h u n. Du

weißt, mein Kind, dies sagt ein Mann, der das Herz kennt, ein Dichter der Wahrheit."

Wehe mir, rief ich schmerzlich, wenn die Liebe zu Weib und Kind meinem Manne eine Nebensache wäre!

„Der Baron ist ein Geschäftsmann geworden," war meines Vaters Antwort, und der Ton, worin er sie gab, war ein wenig unwillig. „Dieser tändelt nicht den ganzen Tag über und bedarf am Abend der Erholung. Weil er in der Ruhe des Besitzes nicht mehr nach jedem Blicke Deiner Augen hascht und auch einmal aus dem Fenster sieht, das nimmst Du Dir zu Herzen? Darin besteht die Liebe nicht, daß er für Dich allein lebte. Wie, Helene, dies hättest Du im Ernste von einem Ehemanne verlangen können? So selbstsüchtig und engherzig wäre meine Tochter in ihren Ansprüchen gewesen? Nimmer werde ich dies glauben!"

Dies darfst Du auch nicht, versicherte ich, indem ich beschämt die Hand meines Vaters küßte.

Gott weiß es! ich nahm seine Vorwürfe mit leichterem Herzen auf. Mir ward so tröstlich zu Muthe; ich wollte den Augenblick nicht vorüberlassen, ohne eine Zuversicht zu fassen, an der ich festhalten könnte. Mein guter Vater, sagte ich, Du darfst Deiner Tochter trauen! Wahrer Liebe wirst Du mich fähig halten und auch, daß ich die Wahrheit ehren kann, die ich stets aus Deinem Munde vernommen. Täglich bitte ich Dir in Gedanken ab, daß ich Dir nicht immer glaubte. — Willst Du mir wohl eine Frage erlauben? Du bist erfahren — — Du weißt — giebt es gar keine Gewähr für die Liebe eines Mannes? — Ich sah meinen Vater dabei an, wie den Arzt, von dem man Versicherung des Lebens erwartet.

„Helene!“ sprach mein Vater aufmerksam, „diese Frage beweis't mir, welch eine leidenschaftliche Furcht Dich ängstet. Nein, meine Tochter! Hier hast Du meine Antwort. Gefühle lassen sich nicht zwingen. Auch das stärkste Band der Zuneigung hält nicht aus und kann aufgerieben werden. Hoch hinauf retten muß das Liebste, an den Himmel befestigen, wer es sichern will. Vertraue Dir selbst. Treue ist das Höchste. Das ist der Libanon, auf dem die Cedern Gottes wachsen, die keine menschliche Hand zu stürzen vermag. Sei Deines Mannes Freundin! Ein alter Spruch lautet: Jeder dünket sich das Edelste erlangt zu haben, fand er Freundes Schatten nur. — Sieh, wenn der Sonnenschein der Liebe Dir nur den Schatten eines Freundes wirft, dann thu' Deine Furcht beiseit!“

Ich warf mich beruhiget an meines Vaters Brust. „Dort kommt die Mutter,“ sagte er; „von ihr kannst Du die Freundschaft der Ehe lernen.“

Das Gespräch war abgebrochen. Wir machten ein paar kleine Besuche. Dann schrieb ich einen langen Brief an meinen geliebten Mann. Mir war in innerster Seele wohl.

Den 14.

Diesen Morgen, als ich mit meiner Mutter allein war, fragte sie mich, wie wenn es ihr eben erst einfiele: „Habe ich Dir denn schon gesagt, Helene, daß der Vater jüngst ein Schreiben von Eckardy erhalten hat?“

Eckardy! der Name eines Freundes, den man so werth hielt und hält, schlägt doch wie eine Schutzversicherung an

das Herz. Wie könnte man auch den gleichgültig nennen hören, den man einmal Freund genannt! Mein Herz gerieth in freudige Bewegung. Nicht das Mindeste hast Du mir von ihm gesagt, liebe Mutter! antwortete ich ihr, kein Wörtchen. Und was war, wenn ich ihn wissen darf, der Inhalt seines Briefes?

„Ein großes Zutrauen, eine Bitte,“ erwiederte die Mutter. „Er schrieb so herzlich! Die gute Meinung war in keiner Silbe zu verkennen. Du mußt wissen, daß Eckardy den Wunsch äußerte, wir möchten seine Schwester Käthchen (aus der zweiten Ehe des Vaters) zu uns nehmen. Hier sollte sie confirmirt werden und eine Zeitlang den Unterricht des Vaters genießen. Er halte — wie schön drückte er sich darüber aus, — die religiöse Bildung unseres Geschlechts für den Grundstein, auf den bei der Schwäche der Weiblichkeit allein das Glück eines Mannes gebaut werden könne. Der Vater, nicht nur ein Geistlicher, sondern auch ein Mann von Geist, werde dem armen versäumten Käthchen die möglichste Sorgfalt widmen. In bessere Hände wisse er die Schwester nicht zu geben, deren Wohl ihm so am Herzen liege.“

Wie rührte mich dieser zarte Beweis von Achtung! Ich empfand, daß ich erröthet war. Nun — und der Vater? fragte ich.

„Hat den Antrag abgelehnt,“ sprach die Mutter zögernd, aber ruhig, und mir däuchte, sie verschwiege etwas dabei. Und als ich sie forschend anblickte, setzte sie hinzu: „Aus guten Gründen, Helene! Eckardy selbst nennt die Kleine versäumt, der Vater wäre ins Bodenlose gekommen, und welch ein Anbau wäre in ein paar flüchtigen Jahren zu erwarten gewesen? Dazu hat der Vater nicht die Geduld,

auch fehlt es ihm an Ruhe, an Ruhe, in jedem Sinne. Seine Zeit ist hingenommen, und wer ein fremdes Kind in sein Haus aufnimmt, befaßt sich mit einer nie zu übersehenden Verantwortlichkeit. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — ein kleiner Leichtsinn mag das Käthchen wohl sein."

Aber eine Sorge vom Herzen eines Freundes genommen — — entgegnete ich.

„Das fragt sich noch, mein Kind," sagte die Mutter. „Der Vater meint, wenn es uns gelänge, das Mädchen für unsern stillen Sinn und den Gottesdienst einer frommen Häuslichkeit zu gewinnen, so würde dies für die künftigen Verhältnisse des jungen Fräuleins nicht passen."

Wie wenn der Vater dies aus eigenster Erfahrung wüßte, versetzte ich betroffen. Das wird Eckardy nun auf mich beziehen und mich für unglücklich halten.

„Eckardy hält viel von Dir," sagte die Mutter mit Zurückhaltung.

Wenn ich doch sein Schwesterchen mir aneignen dürfte, rief ich rasch. Ich würde mir die größte Mühe geben, ihr Gemüth in Pflege zu nehmen; ich würde mein Möglichstes thun. Und an ihren Früchten würde Eckardy meine Freundschaft erkennen, und auch weß Geistes Kind ich bin.

„Nein!" war die entschiedene Antwort meiner Mutter, „dagegen muß ich mich erklären. Das würde Dir den Bruder zu nahe verbinden, das darf nicht sein. Du bist zu jung für ein Verhältniß dieser Art und hast mit Dir zu thun." Ich merkte wohl, die Mutter sagte nicht Alles, was sie dachte; aber ich fühlte, sie habe Recht.

Welch ein Bruder ist Eckardy, welch ein bewunderungs-

würdiger Sohn, hob ich nach einer Pause wieder an, aber vielleicht würde er ein strenger Ehemann geworden sein? —

Die Mutter erwiederte: „Glaube das nicht, Helene, Männer, denen die Kraft der Selbstbeherrschung nachzurühmen ist, sind in der Regel sehr nachsichtig gegen ihre Frauen. Gut ist's jedoch, daß Eckardy nicht geheirathet hat. Er lebt nur für das Recht, nicht für das Glück. Wie er das Unrecht seines Vaters vergütet, das wird ihm Gott lohnen."

Edler Eckardy, Dein redliches Herz mag Dir wohl geblutet haben! — — Wer aber das Böse so überwindet, der geht mit himmlischen Waffen aus dem Kampfe des Lebens. Wenn ich Eckardy's Gattin geworden wäre — mein Vertrauen würde unerschütterlich sein. Ist denn Achtung tiefer noch als Liebe? Wahrlich, Heinrich verdient, daß ich ihm von ganzer Seele traue; besser aber wäre es für mich, wenn ich ihn ruhiger liebte. Ob dies an ihm liegt, oder an mir? —

Wenn ich über den Unterschied der beiden Männer nachdenke, so scheint es mir, Eckardy hätte mehr Charakter, Heinrich mehr männlichen Stolz als Festigkeit. Der Ehre eines Mannes vergiebt er nichts; das ist auch ein Stützpunct für sein schwaches Weib.

Die Unterredung mit meiner Mutter gab mir den ganzen Tag hindurch viel zu denken. Die Idee, an dem Käthchen zu beweisen, wie hoch ich Eckardy schätze, hatte mich angeregt. Vielleicht wollte ich — mir selbst unbewußt — der Gräfin den Rang ablaufen. O, warum ist doch das Gold echten Wohlwollens nicht ohne einen unedlen Zusatz?

Du arme, trauernde Leonide! Ich will Dir den Vorzug nicht streitig machen, den Liebling unseres gemeinsamen Freundes an Deinem Busen voll bittern Schmerzes zu hegen! —

Alfred scheint hier sehr glücklich. Ein Kindergärtchen ist schnell eingerichtet worden für ihn und die kleine Helene. Es sieht englisch aus, wenn die beiden Kinder dicht an einander geschmiegt in einer Laube sitzen, die von niedern Zweigen zusammengebogen ist. Welch ein enger Raum genügt der Unschuld und der Liebe!

Mein guter Vater hat mich über Alfred beruhigt. Er sagte: „Es ist weltbekannt, daß Prinz Eugen, der edle Ritter, ein äußerst schwächliches Kind war. Vom Lesen einer Kriegsgeschichte entflammt, raffte der Knabe sich empor über seine zarte Natur und ward der Held von Europa. Der Geist ist's, der stark macht, Helene, und der Keim der Seelengröße bedarf nicht immer einen üppigen Boden. Du mißt mit weiblichem Blick, was Deinem Kinde zum Wohle gereicht, und so hältst Du einen hohen, kräftigen Wuchs, der einem Manne so schön ansteht, der Männlichkeit für angemessen. Gott aber giebt den Geist nicht nach dem Maß“ — —

O Vater! unterbrach ich ihn, wenn mein Sohn nur gut und brav wird — wenn auch nicht groß. Ich stelle es Gott anheim.

Den 15.

Die Stelle meines Vaters hier unterscheidet sich wenig von der eines Landpredigers. Er ist der Patriarch des Oertchens, das gute Gewissen der Gemeinde. Sein Ausspruch ist Gottes Stimme. Gewiß, mein guter Vater wird in Liebstadt gewürdigt, wie er es verdient, und ist hier an seinem rechten Platze.

Der Ton einer kleinen Stadt kommt mir wie die Weidenflöte eines Kindes vor, welche eine unbestimmte Rührung weckt. Der Gruß, ohne den Niemand an dem Andern vorübergeht, sogar das grüßende Wörtlein der Kinder, oft ein Stammeln nur, wobei die kleine dargereichte Hand mitredet — hat etwas so Trauliches und Treumüthiges! — Diese niedern Häuser, mit beschatteten Sitzen und grünen Weingeländern ländlich durchflochten, diese einfachen Zustände verknüpfen mehr mit der Natur als mit der Welt. Es ist ein Bild beschränkter Wünsche, in denen sich Jeder, wenn nicht glücklich, doch zufrieden fühlt.

Eine Bürgersfrau, die junge Mutter mehrer Kinder, liegt tödtlichkrank danieder. Es ist rührend, welch einen regen Antheil das ganze Städtlein an dieser Gefahr nimmt. Als sähe man den Todesengel schweben, so sieht Jedes die geschlossene Hausthür an. So oft der Arzt heraustritt, begleiteten ihn die Nachbarn mit bangen Blicken und ängstlichen Fragen. Flüsternd stehen sie zusammen.

Heute wurde der Vater hinübergerufen. Ich hatte der Mutter aus dem Denkmal der Charlotte Stieglitz vorgelesen; — es lag noch da, als er zurückkam.

Mit bedenklichem Ernst schritt der Vater schweigend auf und nieder, und als wir uns erkundigten, wie es um die Kranke stehe, antwortete er zu unserer Betrübniß:

„Sie stirbt und wird bald ausgestanden haben. Diese silberweiße Stirn läßt die letzten Züge deutlich lesen. Und die Abneigung, ihre Kinder um sich zu sehen, die sie so mütterlich geliebt, beweis't mehr als Alles, daß die Natur ihr stärkstes Band bereits gelös't habe.“

„Du lieber Gott!“ erwiederte meine Mutter schmerzlich, „ist dies denn möglich? — Es muß aber doch möglich

sein, sonst sagte die Schrift nicht ausdrücklich: Und wenn eine Mutter ihres Kindleins vergäße — — wobei ich allemal an unsere Simonis denken muß, wie leid es mir auch thut."

Diese Worte, diese unglücklichen Worte, schlugen wie der Blitz ein, und mein Vater, der nicht leichter in Hitze geräth, als wenn er sich bewegt fühlt, stand in vollen Flammen.

„Frau!" rief er heftig, „ein härteres Urtheil hat Dein Mund kaum noch gesprochen! Möchtest Du einen Stein werfen auf jene Sterbende, welche ihre gebrochenen Augen vor dem Anblicke ihrer Kinder verschließt? Und doch hast Du jetzt einen Stein geworfen auf ein Grab, woran wir uns nur mit Pietät erinnern. Jener Fall war schlimmer als der Tod, der jede Pflicht aufhebt, es war eine Vernichtung des Herzens! — Längst habe ich gemerkt, wie es unserer verstorbenen Freundin bei Dir Schaden gethan, daß sie verstörten Gemüths sich lebendig begraben wollte; daß sie ihr Kind in treuen Händen ließ, was sie doch nun einmal lassen mußte. O Weiber, Weiber; die Natur mag es verantworten, warum Ihr gegen Euer eigenes Geschlecht nicht anders als intolerant sein könnt!" —

„Ich denke nur," entgegnete meine Mutter, und ihre Stimme verrieth, daß sie gekränkt sei, „das Herz einer Mutter besteht eben darin, daß sie treu erfunden werde!"

Das Donnergewölk von meines Vaters Zorn war schon verflogen. Er bedauerte es gewiß, in der auflodernden Minute, die nun vorüber war, vergessen zu haben, welcher Milde in ihrem Urtheile die Mutter sich sonst befleißiget. Aber es betraf die Asche einer theuern Entschlafenen — durchaus verkühlt konnte er nicht antworten. Und so sagte er: „Ist denn dieser treue, beständige Sinn an etwas Sicht-

barem zu erkennen? Ich frage Dich ganz kalt, Frau, an feiner, äußerlicher Zucht etwa? Schwerlich! — Tausendmaltausend Mütter, welche ein Nest voll Kinder zur Welt bringen und groß ziehen, haben bei aller Last und Plage kein anderes Verdienst, als das Muß des natürlichen Instincts; kein geläutertes, vergeistigtes Gefühl veredelt ihre Bestimmung. Manche Einsame hingegen, Gott möge der Freund Aller sein! pflegt in heiliger Stille mit allen Kräften ihres Herzens Gedanken der Liebe; und diese, Sophie, sind Kinder göttlichen Geistes und allein Erben des Himmelreichs. Gott aber ist treu, der uns berufen hat! — Sieh, hier liegt das Denkmal der Charlotte Stieglitz. Eine Frau würde es nicht aufgerichtet haben. Die sitzen sämmtlich zu Gericht. Es giebt aber Versündigungen, deren nur die edelsten Seelen fähig sind. Das arme Opfer dauert mich; doch der, dem dies warme Herzblut geflossen ist, noch mehr. Seine Schuld will ich nicht wissen, — ob aber jener unglückselige Gemüthszustand, der in den Augen der Welt als Anlaß dieser grausen That betrachtet wird, nicht vielmehr eine Ahnung davon war, dies steht auf keinem Blatt dieser tragischen Geschichte zu lesen. Wir irrende Menschen verwechseln nur zu oft Ursache und Wirkung. Denn Vorgefühle giebt's! So wie Dein Schwiegervater, Helene, mir offen gestanden, daß er schon in frühester Jugend an der Hand seiner einzigen Freundin auf Erden die Ketten der Sclaverei gefühlt habe, womit der Beschluß des Schicksals ihn zur Strafe belastete."

Die Mutter blieb den ganzen Abend über still. Als der Vater hinausgegangen war, sagte sie, gelassen wie immer: „Die Pflicht eines Weibes ist nicht künstlich, sondern sehr

einfach, Helene! Sophistereien liebe ich nicht, und lasse mich auf meine alten Tage nicht in Verwirrung bringen.“

Wirklich läßt meine Mutter sich nicht leicht überzeugen. Sie hängt fest an einer vorgefaßten Meinung, und ist mir zuverlässig, wie die Wahrheit selbst. Dennoch stimmte ich diesmal dem Vater schweigend bei. Glückliche sind's unseres Geschlechts, denen eine schlichte Aufgabe geworden ist, und das Glück macht meist immer intolerant. Wer lös't den Knoten der Verhältnisse, worin so manches Herz zerrissen wird — so manches!

Gute Nacht, Heinrich! gute Nacht, Du mein liebster Freund und mein bestes Glück, wenn Du es bist und bleibst. In Dir, dem Mittelpunkt meines Daseins, verknüpfen sich all meine Gedanken, meine Gefühle mit unauflöslicher Innigkeit. Und doch bin ich mit den feinsten Wurzelfasern der Empfindung in das Leben und Sein der liebevollsten Eltern verwachsen. In Liebe vereiniget mein Herz Vater und Mutter, Gemahl und Kind! Ich kann diesen Strahl, der mir die Seele erwärmt, nicht vereinzeln. Wehe mir, wenn ich es müßte! — Auch meine Eltern, die so einig sind, haben verschiedene Ansichten; sollte ich Dir zürnen, mein Heinrich, wenn Dir auf Deinem Standpunkt Vieles anders erscheint, als mir? Die Höhen der Welt sind nicht mein Wunsch und Sinn; gern wohnte ich im Thal, wo man aufrichtig sein darf. —

Den 16.

Gestern hätte ich nicht gedacht, wie vergnügt ich diesen Tag beschließen würde, der voller Aufregungen war, und so

traurig anfing. Die junge Bürgersfrau war in der verwichenen Nacht gestorben. Diese Nachricht war die erste. Dann erhielt ich einige Zeilen von meinem Manne, denen bald ein Mehres folgen soll. Wie glücklich machte mich das Versprechen eines längeren Briefes! Heinrich ist gesund! Dieser beruhigende Gedanke verwischte alles Trübe aus meiner Seele. Der Himmel, unter dem mit klagendem Geläut die Glocken klangen, lächelte blau und heiter. Wie selbstsüchtig man doch ist!

Wir Alle (unter diesem Plural verstehe ich nebst unserm Hause die ganze kleine theilnehmende Liebstadt) sollten heute einer Zerstreuung theilhaft werden. Uebermorgen kommt Einquartierung ins Städtchen, eine Abtheilung Truppen, welche zu einem Frühlings-Manöver ziehen, in die Gegend von W........, woselbst auf dem berühmten Schlachtfelde eine Fahnenweihe Statt finden soll.

Der kleinbürgerlichen Neugier allhier mochten sie wohl großartig erscheinen, die Fourierschützen, als sie mit klingendem Spiel durch die ruhigen Straßen gingen. Jedermann blickte verwunderungsvoll, die Kinder rannten ihnen in den Weg, Niemand arbeitete. Nur das Haus, worin der Tod die Hände der Hausfrau geschlossen, blieb still und verschont. Mein Vater bat sich freiwillig den Feldprediger aus; die Stabsofficiere sind Gäste des Schlosses von Wartenstein.

In derselben Stunde bläs't eine Extrapost uns einen unvermutheten Besuch zu, Fräulein von Trotha, eine alte Bekannte meines Vaters, die sich bei uns melden ließ, zu seiner überraschenden Freude. Doch schien es, als wolle er seinen Augen nicht trauen, da eine kleine, behende Figur, in Cubikform, das Gesicht unter einen tiefen Hut versteckt, hur-

tig wie ein Kreisel auf ihn zukam, als er an der Hausthür ihrer harrend stand.

„Ist's möglich, Fräulein Jeannette?“ rief mein Vater, halb im Zweifel, ob er recht sähe. Die Dame reichte ihm die Hand und sprach: „Ja, mein lieber Propst. Das nenne ich mir aber geistliche Freundschaft, daß Sie meinen Taufnamen noch nicht vergessen haben! Nichts könnte ich lieber hören. Ein hübsches Stückchen Jugend, was weit, ach weit! hinter uns liegt, steht jetzt in meiner veränderten Gestalt vor Ihnen. Aber nicht wahr? Wir denken uns den alten Staubmantel hinweg und erkennen uns fröhlichen Geistes wie sonst?“ Und im Nu hatte sie das Reisehabit abgeworfen und stand über der Schwelle des Zimmers, ein wenig verschoben zwar, aber gleichsam trotzend auf das gerade Recht, von guten Seiten gekannt zu sein.

Mein Vater stellte dem Fräulein die Seinen vor. Es war so etwas Leichtes, Liebenswürdiges in der Art, wie diese kleine Trotha sich und uns über jede Form weghob, als wäre sie von jeher mitten unter uns gewesen. Jedes Wort gefiel mir, was sie sprach; obgleich kaum ein Mund eingefallner sein kann, als der ihrige.

„Gestehen Sie es nur,“ sagte sie zu meinem Vater, „Sie wußten keine Silbe mehr von meinem Dasein, so wenig als ich ihren Wohnort. Als ich im Gasthofe drüben, der voller Tumult ist, den einen der Fouriere fragen hörte: Wie heißt der Geistliche, der den Feldprediger nimmt? und der Kellner Ihren Namen nannte, wie war mir! Mein Gedächtniß sprang auf und die Herzkammer dazu, vor dem guten Klange Ihres Namens. — Wen nennen Sie da? fragte ich mit Hast. Der junge Mensch wiederholte erschrocken Ihren vollen Titel. Der Propst van Aelst wohnt

hier. Hier am Ort? fragte ich nochmals. Ew. Gnaden unterthänigst aufzuwarten, antwortete dieser höflichste aller Kellner. Unter den Linden, das neue Gebäude, das sind das Pfarrhaus, dort haben Se. Hochwürden die Güte zu wohnen. Lachend rief ich meinen Bedienten, daß er mich bei Ihnen anmelde."

Das Fräulein nahm die Einladung meiner Eltern an, über Mittag bei uns zu bleiben. Die Postpferde wurden abbestellt; erst gegen Abend würde die Reise fortgesetzt werden.

Der Vater führte seine alte Freundin in den Garten; die Mutter traf einige Anordnungen für den Tisch, der uns wieder vereinte.

Fräulein Trotha sprach mit geläufiger Zunge, aß aber desto weniger. Als sie unter andern ein gutes Gericht ablehnte, fragte meine Mutter, die nach alter gastfreundlicher Sitte das Zulangen für ein Lob und das Zureden für die Pflicht der Wirthin hält: „Warum genießen Sie denn nichts?"

„Weil ich keinen Zahn mehr habe," erwiederte das Fräulein sonder Scheu.

„Man ist jedoch in der wohlthätigen Kunst, diesen Mangel zu ersetzen, jetzt sehr vorgeschritten," erlaubte ich mir zu bemerken.

„O ja, zum Erstaunen!" erwiederte das Fräulein mit Ironie. „Wenn ich erzählen sollte, wie es mir ergangen ist, als auch ich mich dieser aufgedrungenen Wohlthat zu versichern glaubte" —

Wir drangen darauf.

Nein, ich kann es mir nicht versagen, diese drollige Geschichte wörtlich nachzuschreiben, so gut der Lachreiz mich dazu kommen ließ, sie im Sinne zu behalten. Doch die

Komik der Gesichtszüge, die läßt sich nicht schildern. Die kleinen, muntern Augen von beredtem Ausdruck ergänzten durch sprechende Blicke jede Lücke im Vortrage, wozu das Fräulein sich genöthiget fand. Die Erzählerin hub an: „Ich war so brouillirt mit meinen Zähnen, wie jener Pastor, der nur in Zischlauten redete, so daß seine Gemeinde sich bewogen fand, eine Sammlung zu veranstalten zu einem Gebiß, auf daß man ihn besser verstehe, was der würdige Mann beinahe übel genommen hätte. — Eines Tages tritt unangemeldet eine Frau bei mir ein, die sich ruhmredig als weiblichen Zahnarzt ankündigt. Vergebens erwehre ich mich ihrer aus allen Kräften. Endlich sagte ich, auf das Aeußerste gebracht: Madame, bemühen Sie Sich nicht länger! Sie sehen, mein Wuchs ist eben keine junge Tanne, mein Haar (ich nahm das Häubchen ab) ist grau und spärlich, und dieser Seitenkropf von brüchigen Adern (hier lüftete ich das Halstuch) hat mir den Kopf doch nicht so verdreht, daß ich nicht einsähe, wie zwecklos jeder Versuch, mich zu verschönern, ist. Wo die Natur Alles verneint, da muß eine Künstlerin Ihres Gewerbes nicht anklopfen. Es wäre wahrhaftig schade, wenn Sie nur einen Finger ansetzten."

„Doch mit einer Suade, die ihres Gleichen nicht hat, drang diese Unabweisliche immer stärker auf mich ein, und nach langem Widerstande ergab ich mich in ihre Hände. Bei der Operation, die ich mit aufgesperrtem Munde aushalten mußte, bekam ich Glavenkrampf. Ach! und es war bis dahin mein Wunsch wie mein Stolz gewesen, von keiner Art Krampf etwas zu wissen, um mich wenigstens auf diese Art vortheilhaft auszuzeichnen." —

„Die gute Dame verleugnete in ihrer männlichen Kunstfertigkeit dennoch ihre Weiblichkeit nicht, indem sie sich

Glanzzwirn ausbat, um die Zähne zu befestigen; vermuthlich sollte das Gebind nicht gegen die Glasur abstechen."

Hier lachte meine Mutter so herzlich, daß sie den Wein verschüttete, den sie einschenken wollte, und das helle Wasser ihr aus den Augen floß. Mein Vater hielt sich die Seite, und als das Fräulein inne hielt, um die Erschütterung des Zwerchfells abzuwarten, sagte er: „Nun? gehalten wird der Glanzzwirn nicht haben? Lassen Sie uns doch das Ende erfahren, wir nehmen Theil."

„Den Abend war Ressource," fuhr die Trotha fort „und ich kam nicht aus dem Lächeln, meinen neuen Schmuck zu zeigen. Doch jetzt gab es einen Knicks im Munde, ich fühlte, daß ich bleich wurde vor Schrecken, denn ich fürchtete, der Glanzzwirn wäre geplatzt. Mir däucht, wer es auf den Schein absieht, kann nicht einen Augenblick unbefangen sein." —

„In der Nacht konnte ich vor brennendem Schmerz kein Auge zuthun, und am Morgen erschrak ich vor der Uniform meines verschwollenen Gesichts. Es war nicht zum Aushalten; ich riß die Zähne heraus, dann gereuete es mich wieder. Da erschien ich bald mit, bald ohne Zähne in Gesellschaft, bis ich zuletzt — Gott sei ewig Dank dafür! das Herz hatte, sie aus dem Fenster zu werfen. Was ist es doch für ein köstlich Ding, um den Muth, häßlich zu sein! — Wäre ich der Feder mächtig, ich schriebe ein Buch darüber. Diesen Sieg über die Erbfeindin unseres Geschlechts, die liebe Eitelkeit, könnte Jede haben, und die Männer hätten Ruhe." —

„Gewiß," fiel hier mein Vater ein, „wer anspruchslos ist, athmet frei und leicht; aber den untrüglichsten Spiegel,

den Hinblick auf das Alter, vermeiden die Schönen mit zitternder Furcht.“

Da schlägt die Uhr; ich will zählen .... ist's möglich, schon zwölf? Ich bin so hübsch im Zuge, und kann nicht aufhören, weil ich noch Vieles zu vermerken habe, was ich nicht gern vergessen möchte. So will ich die erste Stunde am

17.

für den nächsten Abend rechnen.

„Die Coquetterie des Gefühls ist mir nun vollends die widrigste von allen,“ entgegnete das Fräulein auf jene Aeußerung.

„Wie viel Redlichkeit muß der Charakter einbüßen, ehe es zu dieser Falschheit der Empfindung gebracht wird. Das Wort Gemüth, welches zu meinem Aerger so gang und gäbe ist, erinnert mich stets daran, daß die Leere schaltet. Das wahre Gemüth wohnt viel zu tief und heilig, um unter den Pöbel von bösem Leumund und dergleichen — auf die Lippen zu treten.“

„Mir aus der Seele gesprochen, liebe Freundin!“ fiel hier mein Vater ein, „diese Schminke des Herzens täuscht unzählige Männer und ist die verderblichste Unwahrheit.“

„Ein lustiges Weibchen, kindlich und ehrlich,“ fuhr das Fräulein fort, ohne sich stören zu lassen, „gesunder Hausverstand und ein wenig Mutterwitz, welch ein Glück für die Ehe! — Liebe und Lachen sind zwar selten beisammen, wie man sagt; aber jüngst las ich: Man kann auch lieben ohne Thränen — und ich gab dem, der es geschrieben, in Gedanken einen Kuß dafür.“

„Nach meiner Meinung,“ war meines Vaters Antwort,

„verbreitete unsere Lectüre jenen unklaren Geist. Der echte Humor wird immer seltner, und, vergeben Sie, Verehrteste! die Damen verstehen sich auch nicht darauf. Die feinste Blüthe der Bildung steht bei ihnen in üblem Geruch."

„Und wie erquickend ist nicht ein witziger Einfall!" erwiederte Fräulein Trotha; „man labt sich lange daran. Heiterkeit erhält ein frisches Herz, und gewinnt immer und Alles. Das ist der Frühlingshimmel, der sich auch über die höheren Jahre hinzieht. Wenn es Blumen giebt, die unverwelklich blühen, so wären sie nur unter dieser Sonne zu finden. — Aber das sehen die Wenigsten unseres Geschlechts ein. Sie ziehen ein weinerliches Gewölk vor, das den freien Athemzug des Lebens benimmt und auf seine freundlichsten Stellen nichts als Thränentropfen fallen läßt. Wie manche junge Saat in Hoffnung, wie mancher Ernte künftiger Genuß — Sie hören, mein alter Freund, ich bin nicht ganz unwissend in der Ausdrucksweise der Poesie — ist solcher Art sogar verhagelt worden."

„Von jeher," entgegnete mein Vater, „haben die Frauen sich in einer gewissen Empfindsamkeit gefallen, worin sie ihr Licht leuchten lassen; nichts Anderes ist dies, als ein dunkles Kleid, das die Blondine am liebsten trägt. Dieser vorherrschende Geschmack zeigt sich nirgends auffallender, als in den Stammbüchern der früheren Zeit."

„Dem ewigen Gott sei es gedankt, sie sind nicht mehr Mode!" fiel hier das Fräulein ein; „an welche Plage erinnern Sie mich, mein Propst? Der Himmel verhüte es, daß die Stammbücher nicht a la Roccoco wieder aufkommen! — Sonst schrieb ich in jedes, das man mir vorlegte: H i e r k a n n d e r M e n s c h n i e f r e i v o n P e i n, n i e f r e i v o n e i g e n e r S c h w a c h h e i t s e i n, — und als ich

diese traurige Wahrheit etwa ein Dutzendmal wiederholt hatte, verschonte man mich, und sagte hinter meinem Rücken, die Trotha weiß nichts als ihren Gellert. Meinen Gellert, den verleugne ich auch nicht. Seine Fabeln, die ein Kind nicht anders als mit Freude lesen kann, sind dennoch eine Geißel, aber wie von Rosen, für die Schwächen der Schönen, und dieser Schwung der anmuthigsten Satyre läßt nur eine unschuldige Schamröthe nach. — Jetzt ist es keine Kleinigkeit, Geschriebenes zu lesen, und daher auch die allgemeine Klage, nicht verstanden zu werden."

„Das ist eine Krankheit der Zeit," versetzte mein Vater, „der Weltschmerz, den unsere Dichter athmen"

„Gedichte!" unterbrach ihn die kleine, lebendige Trotha, „ja, ja! dieser modernen Sündfluth kann ein vernünftiger Mensch nur mit Gefahr des Lebens entrinnen. Lassen Sie Sich einen Spaß erzählen! — An meinem letzten Geburtstage bringt meine Jungfer mir einen Blumenstrauß und sagt: Da ich weiß, daß Ew. Gnaden einen Abscheu haben vor Kränzen und Versen — so — ich wollte mir zwar die Freiheit nehmen — Gut, daß du es ließest, Christel, ich danke Dir, antwortete ich. Einst aber, erwiederte sie, und ich sah es ihr an, wie reichlich sie sich zu entschädigen gedachte, werden gnädiges Fräulein es doch geschehen lassen müssen, daß man Ihrem Sarge einen Kranz aufsetzt, und ein Trauercarmen macht. — Daran zweifle ich, sagte ich bestimmt. Wer meinen Tod besingt und meinen Sarg bekränzt, dem erscheine ich! — Das Mädchen ward leichenblaß. Mein Leben wollte ich verwetten, daß man mich in Ruhe läßt, wenn ich gestorben bin."

Als die Freundin meines Vaters fort war, fragte ich die Mutter, wie das Fräulein ihr gefallen hätte. „Sie ist

mir äußerst angenehm gewesen," antwortete meine Mutter. „Und wäre ich ein Mann, ich würde sie mir zum Freunde wählen, wenn auch nicht zur Frau."

Das ist wahr! Die beste Laune findet man bei den Häßlichen. Wer sich glücklich fühlt, ist still vergnügt. Mir hat das Fräulein mit ihrem hellen Verstande ein Licht aufgesteckt, und meines Mannes Vorwurf, daß ich zu wenig heiter bin, leuchtet mir nunmehr ein. Den Muth dazu will ich mir erringen. — Und wenn Heinrich seinen Blick auf andere Dinge wendet und meine Gestalt übersieht, dann soll mein Herz ihm klar werden, klar! Ein liebevoller Himmel der reinsten Treue und Ruhe! Gott, gieb mir Kraft dazu!

Den 18.

Ein unruhiger Tag der heutige, doch nicht ohne Genuß. Wie erquickend war der Frühlingsregen gegen Abend! „Wir können nicht dankbar genug dafür sein," sagte der Vater. „Der Staub ist gelöscht, und die Wanderer, welche unser Städtchen gastfrei aufgenommen, dürfen ihn nun nicht von ihren Füßen schütteln, und können morgen frisch und fröhlich ihre Straße ziehen."

Balsam war dieser Regen für die ganze Natur. Der Garten duftet labend, vom Feld herüber wehen die Lüfte tausend Lieblichkeiten, der kleinste Blumenkelch ist voll himmlischer Stärkung. Der trübe Himmel ist völlig aufgeklärt; einzeln sinken schwere Tropfen, wenn der Wind durch die feuchten Linden rauscht.

An der kleinen Bürgerwache singen die Soldaten: „So viel Sternlein als da gehen" — in leisem Verhallen

tönt der Gesang bis hieher zu mir. Warum bewegt dies einfache Lied mich so, daß ich weinen möchte? O still, mein Herz! Wir wollen fein still den Tag beschließen, der von besonderem Inhalte war.

Schon in aller Frühe war mein guter Vater munter. Der seinige ist Feldprediger gewesen, weßhalb sich ein persönliches Interesse für dies Verhältniß seines Standes in ihm erhalten hat. Auch liebt mein Vater das Militair und läßt nichts auf diese Schutzmauer des Vaterlandes kommen, wie er sagt. Ich mußte einen Gang um den Markt mit ihm machen. Alles lauschte gespannt auf den ersten Trommelschlag draußen. An der Apotheke standen einige angesehene Hausbesitzer, mein Vater trat zu ihnen. Sie redeten von den Anstalten, welche sie für das Vergnügen des Tages zu treffen gedächten.

„Ich habe für ein kleines Gastmahl gesorgt," sagte der eine, „was ich doch einmal zu geben Willens war." Der andere sprach: „Ich denke, eine trauliche Partie Whist wird ein müder Officier nicht ausschlagen." Und der dritte, ein Musikfreund, hatte es nicht minder gut im Sinne. „Unser Quartett brächte ich mit leichter Mühe zusammen," sagte er, ungewiß, ob es zu Dank angebracht sein werde. Auch dieser bescheidene Wirth fühlte, daß die Gabe der Tonkunst vor Allem einen empfänglichen Sinn erfordere.

Mein Vater sagte nichts dazu, aber er freute sich auf die Unterhaltung eines wissenschaftlich gebildeten Mannes, die ihm hier selten zu Theil wird.

Ich mußte lächeln; allein diese gastfreundliche Gesinnung rührte mich dennoch. Keinem war der Gast eine lästige Bürde.

Bei dem ersten Schall der Hörner von weitem entstand

ein frohes Gedränge in den engen Straßen. Die Kinder jauchzten laut, jeder Bürger stellte sich in Positur, die Einquartierung zu empfangen, Gesellen und Lehrlinge feierten. Mit grünen Zweigen auf den Tschakos rückte das Militair ein, wie in die Heimath, wo es erwartet würde.

Unser Feldprediger ließ ziemlich lange auf sich warten. Endlich kam er Ein junger Mann mit gebräuntem Angesicht und brennenden Augen. Vor der Mutter und meiner Wenigkeit entschuldigte er sein staubiges Aussehen, dessenungeachtet öffnete mein Vater ihm herzlich seine Arme, und die Mutter ein kühles Zimmer, worin kein Stäubchen zu sehen war.

Ich entfernte mich vorerst, denn Alfred war mir abhanden gekommen. Im Garten fand ich ihn, wo er mit einer kleinen Trommel, welche die Großmutter, die ihm nichts abschlagen kann, augenblicklich hatte kaufen müssen, auf und ab marschirte; hinter ihm drein die kleine Helene, der des Vaters Stock zum Gewehre diente und in den zarten, vollen Aermchen schwankte.

„Da hast Du Deinen Prinz Eugen," rief mir mein Vater von der Gartenthür zu, „der wird einmal nach Herzenslust commandiren" —

O, wenn mein Mann dies Exercitium gesehen hätte! Wie würde er sich gefreut haben! — Heinrich traut seinem Kinde kein Fünkchen Muth zu. Umsonst streite ich mit ihm, daß der Geist des Muthes ein stiller Geist sei. Er sagt: „Wo ein Trieb ist, da treibt er hervor." — Mein Mann glaubt, daß ich den Knaben verweichliche, der kaum noch aufgehört hat, kränklich zu sein! Wie manche Thräne kostet mir schon dieser Vorwurf! —

Als wir bei Tische saßen, sagte der Feldprediger: „Aber,

verehrter Herr Propst, wie mögen Sie's nur hier aushalten?"

„Hier? wie so?" fragte mein Vater zurück, den wie billig die Frage Wunder nahm.

„Nun, in allem Ernst, ich meine nur," antwortete Jener, „um in Abdera zu wohnen, muß man ein lachender Philosoph sein, aber kein Inhaber des heiligen Lehrstuhls. Mir däucht, von geistlicher Höhe herab müßte Alles noch einmal so kleinlich erscheinen, als es doch wirklich ist."

Diese Aeußerung, obgleich sie vielleicht ein Compliment für den Geist meines Vaters sein sollte, kam mir unfein vor und eben nicht theologisch. Es freuete mich daher, als er erwiederte: „Dieser Ort befriedigt mein Herz und füllt meine Zeit aus. In Wahrheit, ich lebe hier sehr glücklich."

Und wie gutmüthig ist dies kleine Abdera! fiel ich mit Wärme ein; ich konnte nicht umhin, die kleinen Züge der Gastfreundlichkeit von diesem Morgen zu erzählen. Etwas Besseres als Spott war doch wohl in dem Lächeln, womit er mir zuhörte. Dann sagte er: „Es kommt hiebei, wie bei Allem in der Welt, auf die Auffassung an. Was mich betrifft, so muß ich freimüthig bekennen, ich fühle gar keine kleinstädtischen Elemente in mir, und ein Oertchen wie dieses hübsche, wenn ich es mir als meinen Aufenthalt für immerwährend dächte, entspräche meinem Wunsche und Bedürfnisse nicht im Geringsten."

Und ich bin der Meinung, entgegnete ich — der Geist des Widerspruchs war über mich gekommen — die große Stadt befördere den Egoismus und entfremde der wohlwollenden Neigung, sich allen Menschen freundlich zu erweisen.

Mein Vater nickte. Dies ermuthigte mich, fortzufahren: Wie mag ich mich da wohl und heimisch fühlen, wo im-

mer und ewig Fremdes an mir vorübereilt, und was mir auch begegnen mag, Niemand Theil an mir nimmt?

„Eben dies Gehenlassen," lächelte der Feldprediger einredend, „erleichtert das Leben des Einzelnen. Wie lästig, wenn die Kümmerhaftigkeit der Leute Notiz von jedem Schritte zu nehmen sich erlaubt!"

„Dies thun die Großstädter auch im Umkreis ihrer Bekannten," sagte meine Mutter, die bis jetzt geschwiegen hatte. „Neugier ist ein kleinlicher Fehler; Sie haben Recht! Wo aber der Fleiß zu Hause ist, da hat er selten einen Augenblick Zeit für das Thun und Lassen der Menschen. Und ein zufriedener Sinn läßt den lieben Nächsten in Ruhe und Fremde ihres Weges gehen."

Ach, wie beklommen wird mir, setzte ich hinzu, wenn die stolzen Wagen in allen Farben und Richtungen rollen, so daß ärmliche Alte und ruhige Fußgänger kaum ausweichen können; dann denke ich, wie ungesehen der Armuth stille Thräne rollt" —

Der Feldprediger zuckte die Achseln und sprach: „Arme giebt es überall, und die Parabel vom reichen Manne läßt sich im dürftigsten Flecken des Landes so gut wie in der Hauptstadt auslegen. Rechnen Sie aber, um nur Eines zu erwähnen, Kunstgenuß für nichts, den die große Stadt neben dem Vorzuge der Abgeschiedenheit gewährt, worin man ungekannt und unbekrittelt leben kann?"

„Lassen Sie mich auch ein Gewicht zum Ausschlag für meine Tochter beilegen," hub mein Vater an. „Die große Stadt reißt im Strome mit sich fort, Wenige bleiben ihres Willens mächtig, Viele gehen darin zu Grunde, die Meisten treiben auf der Oberfläche. Die kleinere Stadt hingegen ist

dem Versenken in die Tiefe günstig, worin der Geistliche sich täglich weihen muß für seinen unerschöpflichen Beruf."

„Sie geben vielleicht zu," entgegnete der junge Mann ehrerbietig zwar, doch bestimmt, „daß der Standpunct, den der Prediger einnimmt, auch in Betracht gezogen werden muß. Ein Kirchenlicht, und wäre es das größte, könnte für einen gewissen Wirkungskreis nicht hinreichend sein. Der christliche Lehrer einer Landgemeinde — sein Vortrag, wie sein Leben auf dem Schauplatze der Natur, ist gleichsam eine religiöse Idylle — darf eine andere Sprache führen, als der Redner, der mit dem Schwerte des Geistes in die Seele dringen, auf dem Felde des Vaterlandes Hand an die Pflugschaar legen, und das Feuer, dessen er bedarf, an massenhaften Verhältnissen entzünden muß."

Mein Vater sprach, indem er den jungen Feldprediger mit dem Lächeln der Ueberlegenheit ansah — es war eine milde Ironie in seinem Blicke, wie in der Weise seiner Antwort: „Christus war in Bethlehem geboren! und Sie geben vielleicht zu: er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. — Wort Gottes! das kleinste Räumlein nimmt noch heute wie damals Deinen Samen, Deinen Segen auf für die Auen der Unendlichkeit."

Der Feldprediger schwieg hierauf tief. Mein Vater brachte ihn auf die Fahnenweihe und äußerte den Wunsch, den Text zu wissen.

„Ich glaube ihn nicht übel gewählt zu haben," antwortete der lutherische Weltgeistliche, und theilte ihn mit, flammenden Auges.

Ein sterbender Vater ermahnt seine Söhne, treu am Gesetz zu halten und daran zu denken, welche Thaten ihre Väter auf diesem Boden gethan, auf daß sie sich wahren

Ruhm und einen ewigen Namen erwürben. — Aus dem Buche der Maccabäer, wenn ich nicht irre.

Mein Vater bezeugte dieser Wahl seinen ganzen Beifall.

Die Männer vertieften sich nun in ein gelehrtes Gespräch. Mit stillem Antheil hörte ich zu. Wie schön wäre es doch, wenn mein Mann dies Interesse für religiöse Gegenstände mit mir theilte!

„Es liegt im Blute" sagte er einst. Im Leben liegt's! im Leben meines Herzens. Wäre ich ein Weib, wenn ich etwas Höheres, als die Religion der Liebe zu denken wüßte? Guter Gott, erleuchte ihn doch, daß er das wahrste Glück erkenne! — Muß denn ein Erdbeben kommen, wenn die bleichen Götzen stürzen sollen? Doch könnte nichts als mein Tod ihm das Irdische verleiden, o, so laß mich sterben, himmlischer Vater, daß, wenn meine Augen brechen, er Dich sähe, Dich! den lebendigen Gott! Dann umschlänge ihn meine freie Seele und würde sein Schutzgeist. Bin ich es nicht schon? Ja, ich fühle es in diesem Augenblicke.

Den 19.

Das Städtchen war wie ausgestorben. Der Sonntag-Nachmittag ist ohnehin hier so einsam und lautlos, daß die guten Liebstädter ein Begräbniß für eine kleine Zerstreuung halten. Der Vater hielt die Parentation für die junge Bürgersfrau. Im Garten saß ich mit der Mutter, die Kinder spielten in unserer Nähe. Wir sprachen von gestern, und wie der Vater so heiter und vergnügt gewesen wäre.

„Das war er immer," sagte die Mutter, „wenn ein Gast nach seinem Sinne war. Der Vater disputirt für

sein Leben gern, und an dem Feldprediger hatte er seinen Mann gefunden.“

Mir fiel Etwas ein, was mir schon längst schwer auf dem Herzen liegt. So sagte ich einleitend: Das Capitel der Gäste möchte auch in den Vorschriften des Hausstandes enthalten sein für eine arme junge Ehefrau, der es an Umsicht gebricht. —

Die Mutter sah mich aufmerksam an und sprach: „Wen meinst Du damit? Dich doch nicht? Dir, meine Tochter, kann es an Uebung nicht gefehlt haben. Dein Vater war immer gastfrei ohne Murren, und was an mir lag, habe ich mit Freuden gethan. Eine mürrische Hausfrau bei solcher Gelegenheit ist etwas Widriges, und mehr als Freundlichkeit bedarf's nicht, daß Jedem wohl und gemüthlich im fremden Hause sei.“

So dachte ich auch, war meine Antwort, und ein schmerzliches Gefühl, daß diese einfache Denkart für das Verhältniß, worin ich lebe, nicht mehr ausreiche, wallte auf in meiner Brust. Die Mutter schwieg erwartend, und ich sprach: Oft schon habe ich Deine tiefen Blicke in das Innerste der Menschen bewundert; Du kennst die Eigenheiten der Männer — meine liebste Mutter. Wenn Du mir doch eine einzige Frage beantworten wolltest!

„Nun, so laß doch hören,“ sagte sie, „worüber möchtest Du Bescheid?“

Ueber eine Seltsamkeit meines Mannes, die mir unerklärlich ist, erwiederte ich. Heinrich ist ein überall gern gesehener Gast, und seine Persönlichkeit ist's wohl nicht allein, was ihn auszeichnet. Er steht so edel da vor Jedem, nie redet er zur Unzeit, noch verstößt er irgend jemals gegen das Schickliche. So durchaus ungezwungen benimmt mein

Mann sich aller Orten, daß ihm auch nicht das leiseste Bewußtsein der Gesellschaft anzumerken ist.

Hier lächelte die Mutter, und schnell setzte ich hinzu: Doch nur als Gast kann er in dieses Licht gestellt werden, die Schattenseite fällt auf den Wirth.

„Welche?“ fragte meine Mutter, „sage es mir offenherzig, liebe Tochter.“

Ja, das will ich auch, redete ich frei heraus. Daheim zeigt Heinrich sich anders, ganz anders. Jede Vorbereitung für ein geselliges Zusammensein, innerhalb seines Wohnbereichs, erregt ihn stürmisch. Das wissen sogar unsere Leute, denen mein Mann sonst ein äußerst gütiger Herr ist. Mit finsterer Stirn ertheilt er seine Befehle, mit Furcht empfängt der Bediente die Einladungskarten. Was nur in meinen Kräften steht, Gott weiß es! das thue ich, auf daß Alles aufs beste bestellt sei. . . . . .

„Du darfst es mir nicht betheuern, ich glaube Dir, Helene!“ unterbrach mich meine Mutter. „Doch thust Du vielleicht zu viel? Es ist nicht selten der Fall, daß Frauen auf diese Weise ihren Männern die Lust verleiden, Jemand bei sich zu sehen.“

Nein, Mutter, nein! ich bin ja deine Tochter, rief ich. Es war gewiß mein aufrichtigster Ernst, ich bin daran gewöhnt, Maß zu halten.

„Oder liebt der Baron eine sogenannte Fête überhaupt nicht?“ fragte die Mutter weiter. „Ist ihm die Bewirthung vielleicht zu kostspielig, oder die Pflicht der Unterhaltung langweilig und lästig? Eins muß es doch sein, was ihn verstimmt.

Nichts von diesem Allem, was Du da nennst, Mütterchen, versetzte ich. Von meinem Manne nur geht der

Wunsch und Wille aus, Gesellschaft einzuladen; seine Wahl bestimmt die Gäste. Von guten Freunden ist dabei nicht die Rede, kaum von sogenannten, und so gilt es mir völlig gleich, wer zu uns kommt oder absagen läßt. Heinrich ist nicht im Mindesten karg. Ja, sogar liberal möchte ich seine Weise nennen, zu schalten und zu walten, so daß ich eine gute Wirthin sein muß. Bedürfniß ist es ihm, sich mitzutheilen, warum ginge er sonst täglich aus? Ich weiß es also nicht. —

„Beschreibe mir doch das Betragen Deines Mannes bei solcher Gelegenheit, vielleicht, daß sich daraus etwas abnehmen ließe," sagte meine gute Mutter.

Ja, wenn ich es zu beschreiben wüßte, antwortete ich. Nur zu empfinden vermag ich, daß etwas Forcirtes darin ist, was den Umlauf meines Blutes ängstigend beschleunigt und mir mein Herz zusammenschnürt. Seine Augen sind beständig auf mich gerichtet; das bringt mich außer Fassung. Ich fühle mich verlegen — — ach, welch ein beengendes Gefühl ist das! Dann geschieht es wohl, daß ich mich im Stoffe vergreife, um nur etwas zu reden. Nun sieht mich Heinrich an, ich sehe ein Lächeln auf seinen Lippen schweben, und ein verwundender Scharfsinn, der in seinem Blicke mich trifft, dringt in das Innerste meiner Seele. Die Eilfertigkeit, womit er sich des Wortes bemächtigt und mich gleichsam absetzt, ist dann eben auch nicht schmeichelhaft für mich.

Die Mutter nickte, ich sah, die Röthe war ihr in das Gesicht gestiegen. Sie sprach: „Du siehst, Helene, wie wenig oft die einander kennen, welche sich einer Liebe über Alles rühmen. Welch einen innern Schatz bedarf eine Frau, um auch in der besten Ehe liebreich auszukommen. — Ja, ja! man muß erst einen Bissen Brod mit dem Manne ge-

gessen haben, um zu wissen, was das liebe, lange Leben fordert. Der Baum der Erkenntniß steht zwar im Paradiese; ist aber die Frucht einmal genossen, so schließt sich das Pförtlein zu.“

Mit einem schweren Seufzer stimmte ich der Mutter bei. Wie unbefangen war ich sonst, fuhr ich wehmüthig fort. Als ich mich noch jedem Einfall überließ und unfreiwillig that, wozu ich mich bewogen fand, war es mir, als dürfte ich, was ich dachte. Die kleine Bonne, die mich richtig leitete, war mein Herz, und ihre Stimme mein eigenster Gedanke. Jetzt ist es zuweilen, als stände ein unsichtbarer Hofmeister mir zur Seite, dem ich nichts recht machen kann. — Nun sage, was soll ich thun? —

Meine Mutter legte ihr Strickzeug auf den Schooß, um mir ihr Urtheil abzugeben. Sie sprach: „Deine früheren Verhältnisse erlaubten Dir, meine liebe Helene, natürlich zu sein. Wer weiß, ob es wohlgethan war, daß wir meinten, wir könnten Dir ungestraft Deinen Willen lassen? — Vielleicht ist es der Mangel an Convenienz, was Dein Mann übertragen zu müssen glaubt? Oder es könnte sein, daß er ein vornehmes Air an Dir vermißte?“

O Mutter! rief ich und fühlte, wie ich entbrannte, ich fürchte, Du hast den tiefsten Punct getroffen. Heinrich, ich habe es öfter im Stillen bemerkt, schätzt das Talent der Repräsentation sehr hoch, auch an einer Frau. Es mag dies noch aus den ersten Eindrücken seiner Kindheit herstammen, wo ihm die stolze Gräfin vorschwebt, deren Andenken er noch mit der größten Liebe verehrt. Mein Mann hat die strengsten Begriffe von weiblicher Zurückhaltung gegen Fremde, was zuletzt alle Freundlichkeit aufhebt. — Das hängt Dir noch aus dem Pfarrhause an, sagte er einst zu

mir; aber Mutter, um des Himmels Willen! sage dies dem Vater nicht wieder, der es meinem Manne sehr übel nehmen würde. — Und als ich mich jüngst einer alten Dame behülflich gezeigt hatte, verwies er es mir als unschicklich, und gebrauchte in seinem Tadel das Wort „servil,“ mit einem Nachdruck, der mich empfindlich berührte. —

„Wärest Du als ein adeliges Fräulein aus einem alten Hause Deines Heinrichs Gattin geworden, so würde er diese anspruchslose Zuvorkommenheit an dir sehr lobenswerth finden,“ erwiederte meine Mutter. „Jedenfalls ist es ein Mißverhältniß, welches sich, wenn auch noch so leise, herausfühlen läßt. Das kommt mir beinahe wie ein stiefmütterliches vor. Die rechte Mutter, die ebenbürtige, hat das Vorrecht, daß auch ein Fehler der Strenge als Tugend gilt, während einer Stellvertreterin selbst die weichste Schonung übel ausgelegt wird.“

Es mag so sein, wie du sagst, geliebte Mutter! entgegnete ich. Wenn ich jedoch meinen letzten Blutstropfen für das Glück meines Mannes hingebe, dann wird Heinrich den Adel meines Herzens anerkennen müssen. Die Gabe zu repräsentiren besitze ich nicht; ich kann nur mich selbst vorstellen, und wenn Natur und Wahrheit meinem Manne an seinem Weibe nicht mehr gilt, als die Formen der Dame vom Hause, so wäre ich freilich zu beklagen. — Manchmal schon, wenn ich kaum ein Wörtchen hervorzubringen vermag und mir ist, als kämpfte ich mit irgend Etwas, was mich hemmte, habe ich an den Redner des Alterthums denken müssen, von dem der Vater erzählte, daß er Steine in den Mund genommen habe, um das Hinderniß der Sprache zu überwinden.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte meine Mutter, „so scheint

mir Stolz der vorherrschende Fehler Deines Mannes; lasse tausend Tugenden für Dich daraus werden. — Keine eifersüchtige Schwäche darf dich erniedrigen. Sei immer gut und edel, wenn Du auch bisweilen fühlen solltest, daß Du nicht adelig geboren bist. Dann gleichst Du der Muschel, welche auch Sand und Steinchen mit Perlenschmelz überzieht. — Ein tiefes weibliches Gemüth verwandelt Alles in sein reines Selbst."

Meine gute, meine edle Mutter! Wir sprachen noch lange über Mißverhältnisse in der Ehe, die, wie meine Mutter behauptet, fast in allen, auch in den gleichartigsten Statt finden, mehr oder minder. Mit liebevollem Tone sagte sie: „Wir müssen nicht zu viel verlangen, Helene. Das Leben ist allzustörend für den reinen Einklang der Herzen."

Ich schwieg traurig dazu und antwortete nur mit einem Seufzer.

Den 20.

Jene Worte: „Das Siegel ist die Sonne der Liebe —" leuchteten mir heute früh als wahr ein, da ich erwachte und ein Brief von meinem Manne mir in die Augen schien. Die Mutter hielt das Schreiben in ihrer lieben Hand und sprach:

„Guten Morgen, Helene! ich hoffe, daß ich Dir ihn bringe."

Das klang doch halb und halb wie ein Zweifel? — Es ist seltsam, aber es ist gewiß, der Geist eines Briefes dringt auch durch seine Hülle an ein Herz, das liebt! —

Ein Schauer drang in mein Innerstes, da ich voller Freude das Couvert an meine Brust drückte. Warten konnte ich nicht, seinen Inhalt zu erfahren, bis ich völlig angekleidet wäre; mit heißem Verlangen nach den ersehnten Schriftzügen, setzte ich mich an das offne Fenster, und so könnte ich auch hier anwenden, daß man sich am leichtesten erkältet, wenn man am allerwärmsten ist.

Heinrich hat auf einem Umwege die Gräfin besucht. Zwei Seiten seines Briefes sind gedrängt voll von ihr — und Fanny. Leonide trauert noch in tiefster Seele, und obschon sie bei dem Anblicke meines Mannes in Thränen ausgebrochen ist, so hat sein Wiedersehen sie dennoch etwas erheitert.

Dies brennende Bedürfniß, zum Trost der betrübten Freundin beitragen zu können, soll keinen kühlen Tadel an mir finden, die glühende Verehrung, mit welcher Heinrich von der schwesterlichen Treue dieses wunden Herzens spricht —, warum thut sie mir weh? — O! wenn Treue das Juwel ist, das Du, mein Geliebter, am höchsten schätzest, dann liegt es Dir näher noch. Arme Helene! wie? wenn Du Deinen verschenkten Diamant vergraben müßtest, weil er seinen Werth verloren in den Augen dessen, dem er angehört? — —

Jene innige Theilnahme, die, wie ich meinen Mann kenne, nur der wahrste Ausdruck seiner Gefühle ist, achte ich mit dankbarer Liebe für die Gräfin, und theile sie als meines Heinrichs Frau. Aber das Entzücken, womit er Fanny's erwähnt, läßt mich kalt und fremd. Er nennt sie das schönste Mädchen, das er je gesehen.

Ich mußte lächeln, wie ich es las. Heinrich findet es natürlich, daß dies reizende Mädchen alle Männer bezaubere.

Alle? Es scheint so. Und indem er sich nun in einem Lobe verbreitet, welches der Phantasie viel verdankt, schildert er Fanny als ein kindlich naives Wesen, hinreißend durch eine unschuldige Coquetterie, so daß es unmöglich wäre, dem Eindrucke ihrer Liebenswürdigkeit zu widerstehen. Sogar die Gräfin sei schwach gegen ihren und Eckardy's Liebling, und richte nichts aus gegen diese süße, umstrickende Gewalt. Darf ich der sittlich-festen Leonide solche Schwäche zutrauen?

Die Gräfin ist entschlossen, künftigen Winter in der Hauptstadt zuzubringen, um Fanny's Ausbildung zu vollenden. Sie hat meinem Manne die im Hause des Obersten von Fürstland bereits gemiethete Wohnung angetragen, welche groß und schön sein soll, die aber Leonide nun wieder aus besondern Gründen nicht will. Mein Mann ist auf diesen Vorschlag unbedingt eingegangen, weil er gemerkt, daß der Gräfin ein Gefallen damit geschehe.

Und hatte die Hausfrau bei dieser Veränderung keine Stimme, mein Gemahl? Gehört sie nicht vielmehr recht eigentlich vor mein Forum? — Zwar waren wir halb und halb Willens, unser Quartier zu wechseln; aber — — Heinrich hätte doch nicht ohne mich entscheiden sollen. Die einzige Berücksichtigung, die er mir gönnt, ist die Meinung, daß ich durch den nahen Umgang einer so ausgezeichneten Dame, wie Frau von Fürstland, nur gewinnen könne. —

Arme Helene nochmals! und was ist des langen Briefes kurzer Sinn — für Dich? Die flüchtige Bitte, meiner Gesundheit zu schonen und Alfred nicht zu verzärteln. Und so wäre der ganze Inhalt dessen, was mein Mann mir, mir! zu sagen wußte, ein Vorwurf, und zwar ein doppelter.

Das erste Gefühl nach dem Lesen eines Briefes ist das richtigste Urtheil, und das meine war schmerzlich. Da stehen sie in starrer Unumstößlichkeit, wie ein tödtendes Gesetz, die Zeilen, denen ich so froh entgegensah! Das Wort, auch das härteste und bitterste, ist doch nur ein Hauch, der vom Munde weht. O, auf Briefe freue sich doch Niemand! Der Schmerz, den ein Brief enthält, ist unsterblich wie der Geist, der ihn eingab. Wie manches Herz bricht mit dem Siegel unter einer zitternden Hand! — Und ein Herz ist leicht gebrochen und auf ewig! — —

Wenn ich mit diesem ausführlichen und dennoch so unbefriedigenden Briefe ein kleines Billet vergleiche, welches Heinrich mir während unserer Brautzeit geschrieben, als er verhindert war, mich zur bestimmten Stunde zu sehen —, ein paar flüchtige Worte sind es nur; aber sie athmen die allerinnigste Sehnsucht, der kleinste Buchstabe drückt den Charakter der Liebe aus und zeigt in jedem Zuge ihr unnachahmliches Bild. — Wie lebhaft stand meine theure Simonis, am liebsten nenne ich sie so, vor meiner Seele, wie entschuldiget! Schon dieser erregte Styl meines Mannes beugt meinen Muth; er geht so leicht über meine persönlichen Angelegenheiten hinweg, sein Interesse haftet an einer neuen Eroberung. Wer nun die Beweise der Leidenschaft für eine Andere — der Leidenschaft, welche das Gefühl der Liebe ausschließt, — mit eigenen Augen läse, könnte nur noch auf das Grab blicken, und wenn es lebendig begrübe. Wenn das Herz erstorben ist, flieht das Leben von hinnen. —

Man rief mich zum Frühstück, sonst säße ich wohl noch und sänne nach.

„Warum so langsam, Frau Tochter?“ fragte mein Va-

ter, ohne von dem Zeitungsblatte aufzusehen, worin er las. „Deine Mutter ist trotz ihrer Corpulenz noch flink genug zum Postillon d'amour. Gratulire zum Empfang! Nun, was schreibt denn der Forstrath?"

Die Mutter sah mich betroffen an und sagte halb leise: „Du hast doch keine schlimme Nachrichten?" Schweigend verneinte ich; aber der Vater hatte die Frage schon vernommen.

„Wie?" rief er auffahrend, „und jetzt sehe ich erst, wie blaß Du bist. Leugne nicht, Helene! es steht ein Unglück in dem Briefe" — — Hier lies ihn selbst, mein Vater! sprach ich, mir blieb nun nichts weiter übrig.

Mein Vater las das Schreiben mit Bedacht. Dann sagte er: „Hm! ich finde nichts Erschreckliches darin, vielleicht ist Dir die Sache mit dem Quartier nicht genehm?"

Wir waren Willens, unsere bisherige Wohnung aufzugeben, antwortete ich.

„Nun also!" erwiederte mein Vater, „so hätte es sich ja nicht besser treffen können. Oder das Haus, worin Ihr einmiethen werdet, hat wohl nicht die angenehmste Lage?"

Es steht am Paradeplatze, versetzte ich; der Oberst von Fürstland, dem es gehört, ist Director eines militärischen Instituts, und viele junge Officiere gehen bei ihm aus und ein.

„Was ficht Dich das an?" entgegnete mein Vater mit einer gewissen Entrüstung, in der sein gutes Herz am weichsten schlägt. „Und wenn sie en front anrückten? Die Brust eines treuen Weibes ist eine feste Mauer."

„Und das Glück wohnt im Herzen!" — sagte meine Mutter, sanft versichernd. Sie betrachtete mich den Tag

über mit bekümmerten Blicken, vor denen ich mich zusammennahm.

Eine unendliche Freude verspricht Heinrich sich von dem Zusammenleben mit der Gräfin und Fanny. — Mein Heinrich! Deine Freuden sind nur allzuflüchtig. — Wenn du Dich nur nicht täuschest! Ach, es war leider ein Traum, sagte die erwachende Seele. Doch jetzt schlafe, mein Herz, und träume Dich glücklicher! „Schlafe, was willst Du mehr?“

Den 21.

Mit möglichster Anstrengung hatte ich gestern mein aufgeregtes Gemüth beschwichtigt, und die Nacht war ruhiger gewesen, als ich hoffen durfte. Gestärkt erwachte ich. O, wie ist der Schlummer doch der Wein eines sehnsüchtigen Herzens, einer dürstenden Seele! Wie labt ein Athemzug voll Schlaf, wenn man erschöpft das Auge schloß! Neues Leben gießt der Geber des Guten in die matten Glieder, und wenn im Grabe ich genug geschlummert habe, dann erscheint mir Alles in anderer Gestalt. Jeden Morgen sieht man anders an, was uns am Abend vorher mit bitterm Weinen erfüllte, wenn es auch Niemand bemerkt; denn die wenigsten Thränen werden vergossen!

Auferstehen! sollte man als tägliches Morgenlied mindestens denken; es singt in rührender Weise einen Frühling, der nach dem Winter ermüdeter Gefühle kommt. — Diese Gedanken kommen mir vom Kirchhofe, wohin der Vater mich heute mit nahm, Maarbonn's Grab zu besuchen. Eine breite Kastanie schattet friedsam darüber hin; die frischen

Blätter glänzten im warmen Sonnenschein, ein Vöglein sang lustig in den Zweigen. Rosen sind rings herumgepflanzt; stehen sie in voller Blüthe, dann muß es himmlisch sein!

Dicht dabei ist eine grüne Bank angebracht, und darunter stand eine kleine Gießkanne. Es freute mich, daß kein prunkender Stein das Andenken eines Mannes von so einfachem Sinn entweihte. Wüßte ich doch nicht, was mir mehr zuwider wäre, als diese armselige Prahlerei mit Tugend und Trauer; diese goldnen, gleißenden Lügen, da, wo die ernsteste Wahrheit eingegraben ist! — Als ich dies gegen meinen Vater äußerte, sagte er: „So, und nicht anders wollte es Maarbonn In die weiche Erde bettet mich, nicht in ein gemauert Grab! bat er noch, nahe am Sterben. Er wünschte seinen Hügel unter dem Schatten eines Baumes, und daß ihm Blumen gepflanzt würden, von Freundeshand gepflegt. Ich habe ihm daher die schönsten Rosenstöcke setzen lassen, die ich nur habe auftreiben können. Sie verbreiten einen Odem um diese stille Stätte, der an Alles erinnert, was hienieden beseligend war und ist — diese Rosen athmen das zarteste Leben der Natur aus," und mit bewegter Stimme setzte mein Vater hinzu: „Das ist ja die einzige Liebe, die man einem Gestorbenen erweisen kann, daß man in seinem Geiste denkt und handelt."

Wir schwiegen nun Beide. Meine Wehmuth zu verbergen, ließ ich den Blick umherschweifen auf dem Kirchhofe. Auch hier war eine rührende Familiarität nicht zu verkennen. Die Einfalt mancher Stelle überraschte mich, ohne mir ein Lächeln abzulocken, — und ein Kindergrab, worauf ein kleiner Wald von Vergißmeinnicht blühte, ließ mich nicht von dem bangen Gedanken absehen, der in mir

aufstieg. Ich dachte mir meinen schwächlichen Alfred hinein, und das Licht des Lebens erlosch für mich. —

„Sieh, Helene," sagte mein Vater, „hier verweile ich öfters; hier ist mir wohl! Wenn an einem milden Abend Alles still um mich ist, Hauch des Himmels mich anweht, dann haben diese Rosen eine Sprache. — Die Todten schweigen tief! Wenn ich aber der edlen Verschwiegenheit meines Freundes gedenke, so weiß ich nun, welch ein Dorn mit seinem Herzen gebrochen ist. — Ist Freundschaft die Ehe der Geister, so bin ich die Wittwe des Mannes, der hier schläft. Diejenige, welche so heißt, ist weit entfernt davon, es zu sein. Der Selige ist ihrer nun los und ledig, denn der Himmel lös't alle irdischen Bande, und nur die eiserne Nothwendigkeit hatte jenes Eheband gefügt."

Der arme Maarbonn! schaltete ich ein; in solcher Fessel auszuhalten, das kann ich mir schrecklich denken.

„O! er hatte Geduld — auch mit mir!" sagte mein Vater, und sein Auge glänzte. „Nie werde ich vergessen, wie er einst, als ich mich einem Ausbruch von Heftigkeit überließ, einen langen Blick auf mich heftete, und, indem er mir die Hand reichte, nichts sagte, nichts, als gute Nacht, mein Freund! Welch ein Friedenswunsch war das, ewig segne ich ihn dafür. Kein Vorwurf — glaube mir das, meine Tochter, nichts wirkt schlagender als der schweigende! Wüßten dies nur die Frauen, und wollten sie es beherzigen; doch von Allen Deines Geschlechts weiß ich nur Eine, welche diese geheimnißvolle Kraft zu üben versteht, und das ist Deine Mutter!"

Dies zufällig Gesagte war eine Warnung für mich, zu rechter Zeit. Vielleicht hätte ich ohne sie meinem Manne vorwurfsvoll geantwortet. Doch enthielt ich mich der Frage

nicht: Aber, Vater, kann denn dies Gesetz des Stillschweigens neben der Pflicht der unbedingtesten Offenheit und Aufrichtigkeit bestehen, die man in der Ehe einander schuldig ist?

Mein Vater lächelte, ich sah es gern, denn im Puncte der Ehe und ihrer heiligen Unantastbarkeit denkt er altmodisch ernst. „Es ist nur schwer zu erfüllen, jenes Gesetz," sagte er; „wo der Geist ehelichen Verständnisses herrscht, da bedarf es der Sprache nicht, die bei all ihrem Reichthum doch ein armseliger Behelf bleibt für das Gefühl derer, die da lieben. Doch sobald Eheleute sich nicht mehr verstehen, ist jedes Wort in den Wind geredet und verloren. — Nur Dein Herz frage, mein Kind! Verbietet Dir nicht schon der weibliche Stolz manchen Vorwurf, den Du Deinem Manne machen könntest? Zum Beispiel, wenn er Dich irgend einmal vernachlässigte? Und das Gefühl reinster Liebe ist zarter noch. Was in Wahrheit beschämt, bessert selten, besonders Männer. Das stille Hinnehmen dessen, was kränkte, ist die eigenste Ehre eines klugen und guten Weibes, und der Mann empfindet es gerührt, als ein schweigendes Vertrauen, daß es so schlimm nicht gemeint war. Dies Zutrauen, liebe Tochter, darf in der Ehe nicht fehlen, ein anderes wird leicht zu einem Pfeil, der die Herzen spaltet!" —

Mein Vater hat Recht, ich fühle es, und so werde ich denn mit keiner Sylbe einer Empfindung erwähnen, deren ich mich schämen müßte.

Wie müde bin ich! wie von Schmerz ermattet — morgen mehr!

Den 22.

Ist es nicht, als hätte die Sonne des nun verschwundenen Tages mich mit goldenem Finger berührt? All Deine versunkenen Schätze, Du armes Herz, haben sich Dir wieder aufgethan. Was das Leben giebt, o gütiger Gott! wenn die Liebe es verklärt, dies hat ein heller Spiegel mir gezeigt, und ich habe mich selbst darin gesehen, für einen Augenblick glücklich. — Dem betrübten Auge verschwindet jener Zauber, und die Juwelen, die man wie eine Königin vergnügt heimzutragen wähnte, verwandeln unter den Händen sich in kleine Steine, die man lebenslang auf dem schweren Herzen trägt. Und die Liebe ist dennoch wohl kein Mährchen, sondern das wahrste der Gefühle, wenn auch eine belohnte Liebe immerhin eine seltene Erfahrung sein mag.

Wir saßen heute früh zusammen, Vater, Mutter und ich. Da tritt ein nettes Mädchen ein und bestellt das Aufgebot für den nächsten Sonntag. Mein Vater sah das Mädchen fragend an und sprach: „Wie ist mir denn, mein gutes Kind? ich meinte, es wäre die Schwester?"

„Auch die!" lautete die Antwort, „erst seit gestern bin ich Braut, nun werde ich noch früher Hochzeit haben."

Bei diesen Worten war der offne Blick, womit sie gesprochen wurden, voll und immer voller geworden; der Tropfen war's, der das Maß überfließen macht; denn erglühend unter heißen Thränen, setzte das Mädchen hinzu: „Verzeihen Sie nur ja! ich kann mein Glück noch nicht fassen —" und weinte laut.

Wie hätte uns dies nicht innigst rühren sollen! Ach! nach dem Anblicke eines dankbar Glücklichen möchte man die Welt umschiffen, und eine Freudenthräne, diese Perle vom

ersten Wasser, ist das Sehenswertheste auf Erden. Was schmückt so köstlich, was rührt so tief, als sie? — Tausende, gleichgültig gegen alles Gold, schauen mit Neid, mit schwellendem Herzen in das Auge, woraus die kleinste Freudenperle fließt. Sie ahnen den unerschöpflichen Reichthum und einen Grund, auf den sich mehr als ein Haus der Vergänglichkeit, auf den der Himmel sich bauen läßt. Warum versiegen auch Freudenthränen im Sande der Stunden?

Mein Vater war sichtlich ergriffen, und wie er denn nun ist, bemerkte er warnend, daß solch eine starkempfundene Freude schädlich werden könne, wo nicht tödtend. Die glückliche Braut antwortete mit einem eigenen Lächeln. Wenn ich malen könnte, ich würde diesem Zuge, der sich in Entzücken und Weltverachtung theilte, Licht und Schatten geben. „Und wenn auch, verehrter Herr Propst! ich stürbe nun willig und mit Freuden.“

Die Mutter traf ein besseres Mittel, ein wenig Gleichmuth in die Scene zu bringen. Sie bat das Mädchen, uns von dem Brautstande etwas mitzutheilen. Mein Gedächtniß hat etwa Folgendes behalten:

„Meine Schwester und ich sind Töchter einer Wittwe, der Vater war Rentmeister auf einem herrschaftlichen Amte und ist schon lange todt. Wir ernähren die Mutter von unserer Hände Arbeit; auch ist es unsern Kunden nie zu weit gewesen, uns in der entlegenen Wohnung aufzusuchen, dem sogenannten Weizen = Vorwerk gegenüber. Von Alters her hat es so geheißen, weil dort der Weizen am schönsten blüht. Es ruht ein besonderer Segen auf diesem Grundstücke, denn wer es noch besaß, ist reich geworden.“ — —

„Der jetzige Besitzer, ein gewisser Lindner, hat einen Sohn, mit dem ich seit fünf Jahren versprochen bin. Die

Eltern widerstrebten der Heirath, weil ich arm wäre und mir mein Brod verdienen müßte. Sie dachten höher hinaus mit dem einzigen Erben ihres großen Vermögens. Die Mutter tröstete mich wohl, wenn sie sah, daß ich mich grämte, und ein Geburtstag nach dem andern verging. Sie sagte dann: Es bringt Dir Ehre, meine Gustel, daß Du so fleißig bist, und daß ich, Deine Mutter, satt werde von den Früchten Deines Fleißes, das bringt Dir Segen! Lasse doch Gott walten, möchtest Du aus Gnaden aufgenommen sein, wo man Dich gering hält."

Das Herz zuckte mir im Busen, als das Mädchen im frömmsten Stolze — (nichts kleidet ein weiblich Wesen schöner!) diese Worte sprach. Weiter! „Ich nahm Theil an Allem, aber von ferne nur und blöde, als hätte ich kein Recht dazu. So oft sie drüben die Ernte einsammelten, hing ich unbemerkt einen Kranz daran, benetzt mit bitterm Thau. An jedem Garbenschober, der im Freien aufgethürmt wurde, hielt mein Gebet Wache, und wenn mein Liebster zum Getreidemarkt ritt, dahin, dorthin, so gab ihm mein Wunsch gleichsam wie ein guter Engel das Geleit, daß ihm unterweges kein Unglück widerführe; denn das Leben war ihm gleichgültig geworden, da unsere Liebe nicht glücklich sein sollte. Wenn er nun zurückkehrte, und ich sah, wie sein Vater vor der Hausthür den Hals des Pferdes klopfte, und dann aus dem Fenster schaute, zu sehen, ob auf dem Hofe nichts zu rügen wäre, dann dachte ich schmerzlich: wie kann aus dem Fenster sehen, wer seinen lieben Heinrich wieder hat? O, ich fühlte seine Gegenwart ganz anders! Ich empfand es wohl, daß nur mein Herz seine Heimath wäre."

Mein Gott! so ist Liebe, **Liebe**, überall dieselbe? im

einfachsten Gefühle, wie in einer gebildeten Seele? Was das Mädchen sagte, habe ich tausendmal gedacht und empfunden! — Doch weiter nun!

„Vor einigen Wochen," fährt das Mädchen fort, „hält der Amtmann Grambsch hier aus der Nähe, ein junger Wittwer, um meine Schwester an. Sie nimmt ihn gern. Mein künftiger Schwager ist verwandt mit Lindner's, wenn auch weither, und hält es für schicklich, mit seiner Braut einen kleinen Besuch auf dem Vorwerk zu machen, obgleich meiner Schwester dieser Gang sauer genug ankam. Mir gingen die Augen über, da ich ihnen nachsah. Die Mutter mochte mir es anmerken. Sie trat an meine Seite, legte die Hand auf meine Schulter und sagte die Worte aus einem schönen Liede: Warum betrübst Du Dich, mein Herz, und härmst Dich ab mit bangem Schmerz — bloß um ein zeitlich Gut? — Mutter! unterbrach ich sie, das Gut wollte ich ihnen gern lassen, wenn sie mir nur meinen Heinrich ließen! Möchte er noch so arm sein — wir würden schon fortkommen. Mein himmlischer Vater! wenn ich hätte denken sollen, was nun geschah. Lindner's nahmen meine Schwester sehr gut auf; Heinrich war nicht daheim. Seine Mutter erkundigte sich, ob die Hochzeit noch im weiten Felde sei, und Grambsch antwortet: Gleich nach der Ernte. Ein Brautstand im weiten Felde giebt für die Ehe nur eine Aehrenlese. Die Schwester denkt dabei an mich und kann sich kaum der Thränen enthalten. Nun fragt der alte Lindner, welche von uns die Jüngere wäre; worauf meine Schwester zur Antwort giebt: Die Gustel ist f ü n f Jahre älter als ich. Als sie nun wieder gehen, hat Gott der Mutter das Herz in der Brust umgewendet. Sie spricht: Der Vetter hat, wie es scheint, nicht übel gewählt. Was

haben wir denn eigentlich gegen die Aeltere? Wenn Du so denkst wie ich, Vater, ich bin es zufrieden. Mag Heinrich sie nehmen! er nimmt doch am Ende keine Andere. Genug! gestern kommt meines Heinrichs Mutter; erschrocken denke ich, was sie nur bringen mag; und sie bringt mir das Einzigste, ohne welches ich nicht glücklich sein kann, ihre mütterliche Einwilligung! — Mein Bräutigam war wie berauscht. Der Vater hat ihn in Geschäften entsendet, auf daß er zu sich käme. Seine Eltern statten mich aus. Sie häufen nun ihre Güte. Meine Mutter zieht mit der Schwester — — — dies ist meine Brautgeschichte."

Wir wünschten dem lieben Mädchen aufrichtig Glück.

„All meine Wünsche sind erfüllt," versicherte sie mit erschöpfter Stimme, ich darf nun meines Heinrichs Frau sein, sein treues Weib! in diesem Gedanken liegt für mich der Himmel auf Erden."

Sie war nun fort, und ich brach in Thränen aus.

„Was ist Dir, Helene?" fragte mein Vater bestürzt, „was bewegt Dich so?"

Ach! erwiederte ich mit einem Seufzer aus tiefer Brust, warum kann es nicht immer so bleiben? Das Leben wäre dann wohl allzuschön? Diese weinende Stimme hat meinem Glück den alten Ton gegeben, es war ein wenig still geworden; wie wenn mein Lenz zurückgerufen worden wäre, mit dem Namen sogar. Wenn ich in der ersten Zeit unserer Ehe meinen Mann von weitem schon vernahm, und mein Ohr war so leise gestimmt, wie mein Herz, wie flog meine Seele ihm entgegen, seinen flüchtigsten Blick aufzufangen! sein kleinstes Wort, wenn er in Gesellschaft sich nach mir umsah; dann fühlte ich mit Wonne, daß ich ihm angehörte, ihm! und keinem Andern. Ich kenne dies einzige, aus-

schließende Gefühl. Mit Stolz nannte ich mich seine Gattin; mit Demuth dankte ich Gott für seine Liebe. Und heftiger weinte ich, da ich mit der schmerzlichen Frage endete: Warum ist doch auch der Frühling der Ehe so vergänglich? Das Schöne blüht nur einmal, und dann nicht wieder!

„Meine Tochter!“ entgegnete der Vater ernst, „ich hätte Dich weiser gedacht. Warum? fragst Du; darum, weil wir, die wir allzumal schwach sind, die Fülle der Seligkeit nicht tragen würden lebenslang!“ —

„Wir sollen Frucht tragen in Geduld!“ setzte meine Mutter gelassen, doch in Wehmuth hinzu.

Ja, der Frühling lächelt nur einen Augenblick! Wir sind zur Sehnsucht geschaffen, die hienieden wohl nie gestillt wird! Nur ein Moment war's, worin alle Wünsche schwiegen. Stille ist nicht im Kampfe des Herzens, und dieser dauert, so lange es schlägt. Liebe, bist du nicht Frieden? Ist diese Sehnsucht nicht eine feinere, geistige Befriedigung? Ich möchte sie nicht tauschen um die satte Genüge der Welt.

Das Mädchen hat an meinem Herzen gerüttelt, und all meine verwelkten Blumen sind herausgefallen. Ich will meine Erinnerungen sammeln, wie wenn eine kleine, kühle Urne sie einschließt. Die Rose athmet zwar nicht mehr; aber ein schwacher Hauch ist von ihr übrig geblieben.

Den 23.

Wie macht solch eine Nacht, wie die vorige, doch so müde und matt! Welche Träume webt die Seele in beängstender Verwirrung! So emsig arbeitet das Herz an seinem

Unglücke, und es ist doch auch nur ein Traum. — Gegen Morgen war mein Schlummer nur noch ein dünnes Gespinnst von lauter lichten Fäden, weil die liebe Sonne hell zum Fenster herein schien, da ich vergessen hatte, das Rouleau herabzulassen. — Mir däuchte, eine leise, süße Stimme riefe mich wach. Alfred war aus seinem Bettchen zu mir herüber gekrochen, und sein kleines, holdes Gesicht beugte sich dicht auf das meine. Ein Engellächeln war's, womit er meinem ersten Blicke begegnete; mein Auge tauchte in seines, das mich so klar, so tief anblickte, wie der blaue Himmel droben. „Mutter," sagte er, „wache doch auf! Die Vögel draußen singen und lassen mich nicht schlafen. Mir träumte, Du warst auch davon geflogen — nicht wahr? Du bist aber da?" Und mit zärtlicher Inbrunst küßte mich der Knabe.

Eines Kindes Kuß! Lieber Gott, wie viel hast Du der Mutter gegeben! —

In seinem Morgenröckchen nahm ich den Jungen auf meinen Arm und ging mit ihm in den Garten hinab. Gern lasse ich ihm das erquickende Luftbad der Frühe zukommen; es stärkt. Und Stärke braucht Alfred.

Eben brachte das Dienstmädchen das Frühstück für den Vater; es war sonst immer mein Amt gewesen, das ich mir nicht nehmen ließ, und so sollte er es heute aus meiner Hand empfangen.

„Ist es doch wie in der alten Zeit," sagte er lächelnd, da er mich kommen sah mit Kind und Kanne, „wo ich im Freien nichts Warmes genoß, was mein Töchterlein mir nicht vorsetzte; — nur daß damals die Rose noch kein Knöspchen hatte." — — Er sagte dies, während Alfred, nach einer starken Umhalsung des Großvaters, sich mit

Kinderhaft in die Frühlingswonne seines kleinen Gärtchens stürzte.

Wohl fühlte ich, wie ich erröthete unter dem Gruße meines Vaters.

Du scheinst heiter aufgestanden, erwiederte ich unvorsichtig, da ich doch weiß, daß man nie ungestraft seine Stimmung bemerkt.

„Das müßte denn sein, daß die Nacht vorüber war, die ich größtentheils durchwachte," entgegnete er mit schnell bewölkter Stirn. „Der Kummer störte meine Ruhe — um Dich, Helene!"

Um mich! rief ich entsetzt; sprich, theurer Vater, wie denn so?

„Die Frage klingt, als wolltest Du Dich meiner väterlichen Sorge fremd machen," war die Antwort darauf. „Warum verbirgst Du Dich vor mir? Ich habe gestern einen tiefen Blick in Dein Herz gethan. Sieh, meine Tochter, bin ich denn nicht Dein treuester Freund, wenn Du auch an Mann und Kind noch was Lieberes hast? Der Fall wäre denkbar, daß Du einen zweiten Mann und mehre Kinder lieb hättest; doch zeitlebens hast Du einmal nur Vater und Mutter."

„Still, Helene!" wehrte er einem Ausbruche meines Gefühls; „lasse uns ruhig mit einander reden, wie Freunde. Sage doch, mein liebes Kind, was ist denn, das Dich ängstet? Denn Angst ist unverkennbar in Dir. Sei offen, Helene! Nur die heilige Luft, der Athem Gottes, ist unser Zeuge. Du bist nicht glücklich — nicht, wie ich hoffte."

Die milde Theilnahme, die in diesem Vorwurfe lag, der mich schwerer hätte treffen können, rührte mich bis ins Innerste. Ich schloß es auf.

Das wäre vielleicht meine Schuld allein, meinte ich. Mir selbst unerklärbar, ruhe etwas auf dem Grunde meiner Seele, wie eine dunkle Gefahr; ich komme nicht aus dem Zittern heraus.

Mein Vater schüttelte heftig den Kopf und sprach: „Das Tiefste muß klar sein, wenn es wahr ist. Die Wahrheit ist so durchsichtig, wenn auch so hart, wie der Diamant an Deinem Finger. Was fürchtest Du denn?"

Meines Mannes Liebe zu verlieren, antwortete ich mit gepreßtem Herzen. Er scheint gleichgültiger gegen mich geworden zu sein.

„Dachte ich's doch, daß es darauf hinauslaufen würde!" sagte mein Vater, und seine Adern fingen an zu schwellen. „Helene, bist Du eine van Aelst, oder ein liebekrankes Weib, daß der erste Sommertag der Ehe und ein wenig Nervenschwäche Dein frisches Herz schon welken macht? Auf diesem Wege wirst Du sicher dessen verlustig werden, was Dir an das Leben geht. Wirst Du Deines Mannes liebende Anhänglichkeit fest halten können mit Beben? Ich sage Dir, stark mußt Du sein dazu, und ohne himmlische Kräfte, die nur die Liebe herabzieht, vermagst Du es nicht. Laß Dich warnen, Du mein einziges Kind! Diese leidenschaftliche Angst ist Sünde, ist des Todes Stachel. Willst Du Dich, dergestalt gebunden, über Dornen und Felsen schleifen lassen, wenn es Deinem Manne beliebt, sich in pfadlosen Wünschen zu verirren, so daß Du, zerrissenen Herzens, den Geist der Liebe ausathmest?"

O halt ein, halt ein, Vater! rief ich und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen.

„Gieb Gott Dein Herz, auf daß es ruhig werde," fuhr nach einer inhaltvollen Pause mein Vater in so verzeihen-

dem und verzichtendem Tone fort, daß mir im Innern der Seele ein Quell der Reue und des Trostes aufging.

„Der Götze besteht nur eine Weile, dann zermalmt er Dich. Du sagtest gestern, als das Mädchen die bräutliche Empfindung schilderte, die es beglückt, ich kenne dies einzige, ausschließende Gefühl; dies ist die Gefahr, die in Deiner tiefsten Seele ruht. Denn wisse, alles Ausschließende muß in den Abgrund. Was uns selbstisch einschränkt, ist böse. Dann klagtest Du, daß der Frühling der Ehe so vergänglich wäre. Dieser Aeußerung wegen habe ich in der vergangenen Nacht nicht auf Rosen geschlafen. — Glaubst Du, daß der Rose Geist verweht? — Freilich die Rosen des Staubes fallen ab, wenn der Tag am längsten gewesen; auch die Rose am Lichte glimmt nur einen Augenblick und wird zu Asche; was aber am Lichte Gottes blüht, leuchtet in unverwelklicher Schönheit, ob auch alle Sonnen des Himmels auslöschen.“

„Hast Du mich verstanden, Helene?“

Ja, ich habe es. Amen! Gott segne Dich, mein Vater!

Den 24. — Nach 11 Uhr Abends.

Vielleicht kann ich mich schläfrig schreiben. Das Gewitter ist vorüber; nur von fern murrt der Donner noch, und das Wetterleuchten kühlt die Luft vollends ab. Der Regen rauscht nicht mehr, allmählich wird es hell am Himmel. Immer muß ich mir den Wind, der einen Wolkenschleier nach dem andern hinwegreißt, um die Thränen der Natur zu trocknen, als einen argen Wildfang denken, als

einen ungestümen Sansfaçon den die Mutter nicht zu bändigen vermag. Während sie schon wieder lächelt, schüttelt er die stillsten Bäume und schüttet einen leisen Schrecken in das kühle Bad der Blumen aus, welches sie sanft ablaufen lassen. — Endlich legt sich doch Alles, Alles! zur Ruhe ein. Welch ein furchtbares Gewitter dieses war! Der Vater spürt es am zeitigsten, wenn die schwüle Luft sich ihres Feuerstoffes entladen will. Diese Sympathie — Eckardy nannte einst, und ich erinnere mich dessen, die Elektricität des Vaters eine positive. Der gute Vater! Den ganzen Tag hatte er nirgends Ruhe, und seine üble Laune sprang so unfreiwillig von einem Gegenstande zum andern über, als müßte diese grollende Stimmung das Wetter verkünden. — Der Barometer war tief gefallen, und das Wetterweibchen vor dem Fenster meiner guten Mutter spannte vorsichtig den kleinen Regenschirm auf, als die Sonne noch Wasser zog.

Auch ich athmete wie unter dem Drucke einer bangen Ahnung. Als nun vor neun Uhr sich Nacht verbreitete, als die Vögel niedrig flatterten, und die Schwalben, ängstlich zwitschernd, mit der kleinen, weißen Brust an dem frisch angeworfenen Mäuerchen klebten, da ward es mir anschaulich, wie man einst hatte glauben können, der Herr der Welt zürne im Wetter. Sie ist so menschlich, diese Vorstellung. Das Gewölbe des Himmels, wie eine von bösen Gedanken verfinsterte Stirn, die flammenden Blitze, der Donner, diese Sprache der Drohung mit den spottenden Schlägen, die fast immer einschlagen und mir wie das Gelächter der Luftgeister vorkommen, womit sie das Herz treffen; auch der Zorn des Wetters hat seinen Hohn. — Dann aber, wenn es nun vorbei ist, wenn Gott spricht: „Es werde Licht!“

und Sonne, Mond oder der Glanz der Sterne niederstrahlt auf die weinende Erde, der Geist der Versöhnung durch die Natur haucht, jeder Baum mit tropfenden Thränen seinen Schöpfer preis't, und auch das kleinste Feldblümchen voller Frische ist, wie sollte man nicht die Liebe der Allmacht fühlen? —

Das Gewitter kam schnell und schwer herauf. Die Menschen standen gruppenweise und schauten auf, ob Feuer vom Himmel fallen werde, und mancher Blick zagte um das arme Städtlein, das kaum zu Kräften gekommen.

Der Vater ging unruhig aus und ein, und wußte seines Bleibens auf keiner Stelle. Der Mutter schwache Augen litten von dem grellen Scheine der Blitze; doch gab sie auf Alles Acht und sammelte die Schlüssel, im Fall ein Unglück geschähe. Die Kinder knieten mit verschlungenen Aermchen auf einem Stuhle und blickten ohne die mindeste Furcht in den Kampf der Elemente.

Alfred rief mich zu sich heran. „Mütterchen, hör' einmal! Wer hascht denn so geschwind die goldenen Schlangen dort oben?“ Der liebe Gott! sagte ich hurtig; Physik zu lehren, wäre mir nicht möglich gewesen.

In diesem Augenblicke trat mein Vater ein, gleich einer wandelnden Rinne; denn bei seinen Wetterbeobachtungen draußen hatte er des strömenden Regens nicht geachtet. Die Mutter bat ihn, seiner Gesundheit zu schonen, und sich nicht der Nässe und Zugluft auszusetzen. Der Vater wurde heftig, und wir hatten neben dem großen Gewitter noch ein kleines.

Da machte sich die kleine Helene von Alfred los, trat vor ihn hin und sagte: „Großvater, Du bist ja ganz rasend!“ — Wir waren wie vom Schlage gerührt. Aber

mein Vater, der wie bedonnert stand, bewies sich großartig. „Bin ich denn schon so alt, daß die Kinder mich coramiren müssen?“ sagte er. Die Mutter konnte sich doch eines Lächelns nicht enthalten. Die kleine Helene sprach jenes Wort — wo sie es nur her haben mag? — mit dem Tone ihres Vaters aus; es war, als ob ich ihn hörte. Felix entblödete sich nie, den stärksten Ausdruck für das zu wählen, was er Wahrheit nannte.

O heilige Unschuld der Kinder, wie bewaffnet bist Du! — Der sanfte Knabe verfolgt die feurigen Schlangen, und seine kleine, kühne Freundin kommt dem Großvater fürchterlich grob, ohne daß ihr ein Härchen gekrümmt wird.

Nur einen schwachen Verweis gab ihr die Mutter; die große Helene kam nach irgend einer Unart nicht immer so gelinde weg. — Und nun hilft der himmlische Vater noch nach, daß ich gerathen soll. —

Wo gerathe ich hin? —

Den 25.

Gleich nach Tische kam der Wagen, der den Vater auf das Land holte. Die Mutter ist mit den Kindern weit hinaus zu der Milchfrau gegangen, welche versprochen hat, ihnen einen kleinen Stall voll Kaninchen zu zeigen. Nun ließen sie keine Ruhe mehr. Ich bin allein im Hause. So will ich diese ungestörte Stunde anwenden und tausend Gedanken, die sich in meiner Seele wie auf streitendem Felde herumtummeln, in ein stilles Bild zu fassen suchen.

Mutter und ich wir waren am Morgen in des Vaters Studirstube, wo er uns eine Predigt vorlas. Mir däuchte,

als hätte es schon ein paarmal sacht und bescheiden an die Thür geklopft; der Vater aber, der sich ungern unterbrochen sah, verneinte es. Jetzt pochte es wieder; ich stand auf und öffnete. Eine blasse Frau stand draußen, die mit dem Herrn Propste ein Wort zu sprechen wünschte. Wir wollten uns sogleich entfernen, da schwankt die Frau am Fuße der Schwelle und wird total ohnmächtig, wie wenn man den Tod vor Augen sähe.

Nichts bringt, wie ich aus Erfahrung weiß, den Vater so außer sich, als ein Zustand dieser Art. Wer ihn nicht kennte! Es ist die weichste Herzensgüte, was seinem Mitleid diese rauhe Schale giebt.

Wir wuschen der Frau die Schläfe mit Weinessig, der über das bleiche Gesicht träufelte; endlich drangen ein paar Thränen unter den geschlossenen Augenliedern hervor, ach, herber noch! — Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. — Ihrem Aeußern nach schien diese Frau über die Jugend hinaus und eben so auch über dem Stande zu stehen, dem sie angehörte. Als eine schwache Röthe diese schmalen Wangen belebte, zeigte es sich, wie hübsch sie einst gewesen, und ein leidsames Lächeln, als wäre das Schwerste nun schon überwunden, schwebte auf ihren Lippen. Diese anziehenden Züge, wie kenntlich-tief drückt doch der Gram seinen Griffel ein! Ich werde sie nie vergessen. — Mit rührender Stimme bat sie uns um Verzeihung des verursachten Schreckens wegen. Der Vater blickte ängstlich, als wir nun abermals Miene machten, zu gehen, um der Mittheilung nicht hinderlich zu sein; die Frau bemerkte es und sagte, sie wäre nur gekommen, um sich in einer Gewissenssache geistlichen Rath zu erbitten, und auch wir würden ihrem Kummer unsere gütige Theilnahme nicht versagen. Wie war das Betragen

dieser kleinen Bürgersfrau doch so fein und edel, wie gebeugt sie auch war; keine Bitte um Verschwiegenheit erniedrigte uns. Dies hohe Vertrauen zu den Menschen ist der Wipfel, der den Himmel berührt.

Ihr bitteres Schicksal mag sie selbst erzählen.

„Mit meinem ersten Manne,“ hub sie an, und in ihrer Redeweise war ein trauriges Andenken, „habe ich in der zufriedensten Ehe gelebt, obgleich ich ihn nicht aus Neigung genommen, sondern weil es der Wunsch und Wille meiner Eltern war. Einige Jahre vor seinem Tode nahm er meinen jetzigen Mann zum Gehülfen, und da er viel auf ihn hielt und täglich seinen Fleiß, sein solides Wesen rühmte, übergab er ihm die Lehrlinge, die Leute und das ganze Gewerk. Auch ich war dem Gottschalk gut; doch, Gott weiß es! in allen Ehren. In der langen und schweren Krankheit meines seligen Mannes stand er mir treulich bei; verwacht und verängstet, war ich so schwach geworden, daß ich ihn nicht hätte heben und tragen können, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Und da er nun gestorben war, dachte ich nur, welch einen wackern Mann ich verloren, und kümmerte mich um Niemand; hörte aber doch bald hier, bald da, der Gottschalk hätte eine Braut in der Ferne. Dawider konnte ich nichts einwenden und wunderte mich nur, daß der Gottschalk so zurückhaltend sein könne. Wie ich nun so weit gefaßt war, redete ich offen mit ihm. Wenn er noch ein Weilchen bei mir aushielte, dann wollte ich ihm Haus und Gewerbe überlassen, daß er seine Braut heirathen könnte, so wüßte ich doch, daß meines Mannes Nahrung in gute Hand käme. Was mich beträfe, so hegte ich den stillen Vorsatz, alsdann zu meiner Schwester zu ziehen, die wohl an hundert Meilen von hier ein ländliches

Eigenthum besitzt in einer schönen, einsamen Gegend. Dort wollte ich ruhig leben und sterben."

„Der Gottschalk starrte mich an. Braut hin, Braut her! sagte er; damit hat es gute Wege. Frau Meisterin, ich verlasse Sie nicht — — mir ging ein Gedanke durch den Sinn. Was ein treuer Freund für uns gethan, das versteht man im Herzen, wenn er es auch nicht weiter erklärt." —

„So gingen ein paar Jahre hin. An Vorschlägen, mich wieder zu verehlichen, fehlte es nicht, wenn ich mich sonst dazu hätte entschließen können."

„Mein seliger Mann hatte den Gebrauch eingeführt, mit all' seinen Leuten das heilige Abendmahl zu empfangen. Wer von meinem Brode ißt, pflegte er zu sagen, mit dem will ich auch vom Brode des Lebens essen. Ich änderte nichts in der christlichen Hausordnung. — Als wir nun einst zu Gottes Tische gehen wollten, trat Abends zuvor der Gottschalk vor mich hin und bat, ich möchte ihm verzeihen, wenn er mich irgend womit beleidiget hätte. — Darauf erwiederte ich, ich weiß von keiner Schuld, mein lieber Gottschalk, als von der meinigen. Der Himmel wolle Vergelter sein zwischen uns! Als einen Segen muß ich Sie betrachten und als einen Freund." —

„Das bricht dem Gottschalk das Herz. Er klagt sich der Lüge und des Hochmuths gegen mich an, weil es nicht wahr sei, daß er eine Braut habe, und weil er heimlich hoffe, ich werde die Seine. Dabei dürfe er mir nicht hehlen, daß eine Halbschwester von ihm in Sünde und Schande lebe. Dieser leichtsinnigen Creatur müsse er sich schämen und dürfe doch nicht vergessen, daß sie die Tochter seines Vaters sei, der sie ihm sterbend auf die Seele gebunden.

Solch eine Schwägerschaft mir anzubieten, könne er nicht wagen gegen eine so ehrenwerthe, wie ich zu geben hätte. — Gottschalk! sagte ich, wer meinen Mann gehoben und mir die Last der Sorgen hat tragen helfen, dessen Schwester lasse ich nicht im Elende versinken; hier ist meine Hand!"

Diese Hand zitterte stark, als die Frau inne hielt und eine kleine Bewegung machte. Mein Vater lüftete die Weste, nur mit Mühe schwieg er noch; mich wandelte es wie ein leiser Brustkrampf an; ich mußte das Fenster öffnen und blickte mit vollen Augen in den hellen, heiligen Himmel, unter dem die besten Menschen ein blutendes Herz enthüllen. — Als meine Mutter der Frau Gottschalk zuredete, sich erst zu erholen, sagte sie — und es drang uns Allen durch die Seele —: „Ich bin gleich zu Ende. Das Glück währt nicht lange. Ach, es war doch eine schöne Zeit, die wir in Frieden und Liebe durchlebten! Nur daß, als ein paar Jahre vergangen waren, mir mein Mann ein wenig stiller vorkam, als sonst. Wenn ich ihn fragte, so meinte er, die Schwester läge ihm im Sinne und er traue ihrer Unverschämtheit zu, daß sie unversehens, gegen sein ausdrückliches Verbot, sich bei uns blicken lasse. Doch nur ein Brief kam. Sie war am Sterben und wünschte ihren Bruder nur noch einmal zu sehen ihres Kindes wegen. Mein Mann sah mich an, unsere Gedanken begegneten sich. Ich sprach: Weißt Du was? reise lieber heute, als morgen, und bringe Deiner Schwester den letzten Trost. Wir wollen das Kind zu uns nehmen und es fromm erziehen, und da es ein Mädchen ist, kann es mir in der Wirthschaft an die Hand gehen, wenn ich älter werde. Gottschalk herzte mich, daß ich so willig wäre, und reis'te noch an demselben Tage ab. In seiner Abwesenheit überfiel

mich eine Angst, eine Angst, die ich nicht zu beschreiben wüßte. In der letzten Nacht vor seiner Ankunft träumte mir, mein Mann wäre heim gekommen und hätte mir eine goldene Kette mitgebracht, ein Otterköpfchen zum Schließen. Als er sie mir um den Hals legte, war es eine lebendige Otter, die stach mich bis aufs Blut; ich zerriß das Schloß und schleuderte sie weit von mir. Und da ich erwachte, hatte mich eine Nadel im Halstuche gestochen. Gegen Abend kam mein Mann nach Hause und brachte mir weder Kind noch Kette, sondern eine Dirne, so groß als ich selber, mit verbuhlten Augen und einer üppigen Gestalt, der man keinen Mangel ansah, und als sie mir um den Hals fiel, da dachte ich an den bösen Traum. Ein Schauer glitt über mein Herz, und mit Abscheu hätte ich ihrer los sein mögen. — Mit meiner Ruhe war es vorbei; diese Reise hatte meinen Mann verwandelt. Wir kannten uns nicht mehr, und ich merkte, daß ich ihm plötzlich zu alt geworden wäre. Er war ganz entbrannt in diese junge Frechheit, die über alle Grenzen geht. — Niemand durfte die Dirne scheel ansehen; ein wackerer Geselle, der ihr ein schnödes Wort gegen mich verwies, mußte zur Stunde fort." —

„Wie habe ich gerungen vor Gott! Meine Kraft ist hin. Nun erhielt ich einen Brief von meiner Schwester, welche kränklich ist und sich nach mir sehnt. — Es ging mir ein Licht auf in der Seele, wie wenn ein guter Geist mir einen Gedanken eingegeben hätte. Wenn ich mich nun aufmachte in die Weite und nimmer wieder käme? Bin ich doch auch hier gestorben, mein Testament, der Todtenschein von draußen; vielleicht würde Gottschalk wieder glücklich, wenn es wahr ist, daß die Liebe bessert."

Es war, als hätte mein Vater das Ende dieser schmerz-

lichen Erzählung mit brennender Ungeduld erwartet. In dem Augenblicke, wo er seinen Mund aufthun wollte, that sich die Thür auf. Der Kirchvater trat ein und meldete ein Taufen vom nächsten Dorfe; das Kindlein sei schwach. Der Vater eilte fort. Gewiß, er wird es mit Feuer getauft haben!

Meine Mutter vertrat ihn einstweilen. Sie sagte: „Wenn ich Sie recht verstehe, Frau Gottschalk, so wollen Sie Ihren Mann täuschen mit der Nachricht Ihres Ablebens?“ Die Arme nickte unter schweren Thränen.

„Das verhüte Gott!“ sprach die Mutter. „Was wäre denn eine Treue, die nicht aushielte? Das Gold besteht eben in der Gluth seiner Probe. Wir schwören ja am Altare, den Mann nicht zu verlassen, weder in Glück noch Leid, und welches Leid wäre größer, als eine Leidenschaft? Jede Versuchung läßt sich überwinden, wenn wir nur fest an Gott halten.“

Wie war mir meine Mutter in ihrer anspruchslosen Würde doch so lieb und ehrenwerth! — Diese einfache Denkart, welche Alles an den Mittelpunkt der Pflicht knüpft, läßt keine Verwirrung zu. Wer es hätte, dies feste Herz, sich selbst so klar! —

Das Geschrei der Kinder rief mich hinweg. Alfred war hart gefallen, eine schlimme Beule sprang mir ins Auge. Ich machte ihm Umschläge von warmem Wein, noch trägt er ein leinen Tüchlein als Verband um die Stirn. Die gute Großmutter ging mit ihm zu den Kaninchen, daß er eine kleine Freude hätte.

Abends 10 Uhr.

Ein Tag des Schreckens war der heutige. Der Postmeister hatte meinem Vater im Vorüberfahren einen Brief in den Wagen gereicht, warm aus dem Felleisen. Das „cito" verrieth die ängstliche Eile, es war kaum lesbar. Aus Wäldchen von der alten Cordel, die mir meldet, daß meines Heinrichs Vater schwer erkrankt sei, und mich inständigst bittet, sie nicht in dieser Noth zu verlassen. Zweimal schon hat sie an meinen Mann geschrieben.

Die Mutter packt meine Sachen und will den Alfred hier behalten. Gern wollte mich der Vater begleiten, wenn er fort könnte. Mit dem Frühesten reise ich ab.

Es dürften schwere Stunden zu überstehen sein. Fasse Muth, Helene!

Du siehst, es zittern Deine Glieder;
O, leg' die Feder aus der Hand!
Das Buch des Herzens schließt sich wieder. — —

Die Sterne standen noch am Nachthimmel, als der Miethkutscher langsam vorgefahren kam. Helene hatte kaum ein kleines Stündchen geschlafen. Die Eltern waren mit aufgestanden und begleiteten ihre Tochter an den Wagen.

Der Propst sprach: „Die Morgenröthe leuchtet Dir, Helene! Sonnenrosse sind's aber nicht, mit denen Du fährst. — Doch geht Dein Weg durch des Frühlings Auen, nicht durch eine Wüste. Und wenn auch; vielleicht steigt ein Freund zu Dir in den Lebenswagen, ein Engel, vor dem es Licht wird. Nun, reise mit Gott!" —

Mit verhaltenen Thränen drückte Frau van Aelst ihre

Tochter zum Abschiede an das Herz und flüsterte: „Um das Kind ängstige Dich nicht, sorge nur für Dich selbst!“ — Stumm reichte Helene Vater und Mutter noch einmal die Hand, und in der nächsten Minute waren sie ihrem Blicke entzogen.

Der lange und einsame Reisetag, den Helene nun vor sich sah, schien ihren unruhigen Gedanken vollen Raum zu gönnen. Vorerst war ihr Sinn auf die unerfreuliche Aussicht gerichtet, der sie zueilte. Scenen der Krankheit und des Todes, in der Oede eines Ortes, wie Wäldchen, was ihr schon damals in der Erzählung der Frau Simonis einen bangen Eindruck nachgelassen hatte. — Würde wohl, so dachte sie, ihre Kraft zureichen für das, was ihr bevorstand? Die Altersschwäche der guten Cordel konnte wenig dazu dienen, sie zu unterstützen, sondern legte ihr vielleicht noch eine mühselige Last mehr auf. Dann fürchtete Helene in eifersüchtiger Angst den Schmerz ihres Gemahls im wahrscheinlichen Falle, daß sein Vater stürbe, dem er so anhänglich als ähnlich war. Doch als der Tag seinen Vorhang aufrollte, als der frische Lenzmorgen seinen wonnigen Reiz enthüllte, als die Wiesen voll schlafender Blumen aufathmeten, die Erde nur wie ein großer, grüner Maienbaum erschien, darauf die Vöglein sangen, und jener wundersame Hauch der Saatfelder den Geist ihr in das Herz wehte, der da linde und leise sprach: „Alles Werden ist für die Zukunft!“ da konnte Helene nicht an Vergängliches mehr denken. — Dem Vogel, der sich in den Zweigen wiegt, blüht Freude im Gesange, Lust grünt an der kleinsten Hecke, jedem Halme ist im Tröpflein Thau eine Sonne gesäet, ein Strahl der Gottheit, und der Mensch, mit dem Durste nach Glückseligkeit im Busen, sollte nicht für seinen Him-

mel geschaffen und von Dir vergessen sein, Du Liebe aller Welten? —

Dieser Gedanke entfaltete Schwingen in der traurigen Seele Helenens. Sie überließ sich einem sanften Naturentzücken und schwebte im Flügelkleide vergangener Tage mit den goldenen Wölkchen über Berg und Thal.

Helene war in einer Gemüthsstimmung zu ihren Eltern gekommen, sehr unähnlich derjenigen, worin sie ihre geborenen Freunde einst verlassen. Vier Jahre verändern viel; für ein leidenschaftliches Gefühl können sie ein tausendjähriges Reich innerer Erfahrungen sein. Mit einem Herzen voll erschöpfender Liebe für ihren Gemahl erschöpfte Helene doch zuweilen nur seine Geduld. Der Baron gehörte jener Classe von Männern an, welche sehr behutsam genommen sein wollen, weil der Stolz ihres Geschlechts sich gegen die Fessel der Ehe sträubt. —

Davon hatte Helene nun keinen Begriff. Wer da liebt, wahrhaft liebt, hört so leise in sein aufmerksames Herz hinein, daß es manchmal nicht zu fassen ist. Für das zarteste Verständniß ist die Welt zu laut.

Von allen liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gattin hatte der Baron ihre natürliche Fröhlichkeit vorzugsweise geliebt; doch diese holde Blüthe der Gesundheit, Leibes und der Seele, hängt wohl am wenigsten von unserm Willen ab. —

So war denn für die krankhaft gespannten Nerven der jungen Frau das Pfarrhaus in Liebstadt ein Wohnsitz der Ruhe geworden. Die frühesten Eindrücke erwachten, Helene war in Frieden bei ihrem Vater und bei ihrem Gott. Der milde Sonnenschein in der Seele ihrer Mutter ließ der Tochter trübes Gemüth sich selbst klar werden und stellte,

was ihr etwa schreckhaft erschien, unter sanftere Gesichtspunkte.

Das unaussprechliche Gefühl, ein anderes als dieses friedsame Glück gesucht und einen Augenblick genossen zu haben, dieses Gefühl, tief, wie die Reue, und zart, wie das Mitleid, bedrängte Helene. Sie legte sich wie ein Kind in die Arme ihrer Eltern, um den Athem der Heimath zu trinken, auf daß ihr der Segen des frommen Vaters schirmend würde, und das sanfte Wesen der Mutter ihren ängstenden Zweifeln zu Gute käme, mit dem stillen Gebete: „Gieb ihr einen neuen, gewissen Geist, o Gott!“

Daß Helene nicht früher zu dem ersehnten Besuche bei den Ihrigen hatte gelangen können und so bald abgerufen worden war, sah sie jetzt als eine weise Zurückhaltung der Liebe, die über der Zeit waltet, als eine Fügung des Himmels an. — Willig wollte sie folgen. Es war schon spät, als der Wagen vor dem Forsthause in Wäldchen hielt, um welches uralte Bäume ein zeitiges Dunkel verbreiteten. Die Schatten des Abends durchblickte nur ein zweifelhafter Schimmer aus dem Schlosse. Noch düsterer waren die Vorstellungen, unter denen dieser einsame Aufenthalt Helenen erschien, und noch schwächer der kleine Strahl ihrer Hoffnung. Mit bangen Athemzügen harrte sie der Nachricht, welche sie empfangen würde.

Nicht lange, so ward auch die gekrümmte Gestalt der alten Cordel sichtbar auf der Schwelle. Das „Willkommen!“ wozu sie ihre kraftlose Stimme erhob, weil der Wind in den Zweigen rauschte, war gleichsam ein helles Lächeln, welches Gutes verkündete.

„Nun, dem Himmel sei's gedankt!“ rief sie in den Wagen. „Wenn die Besserung so fortfährt, so dürfen wir

hoffen, Herr Jesu! Das war ein Hausch — ich habe alle Hochachtung vor dem Schlage."

„Den Vater hätte ein Anfall vom Schlage getroffen?" fragte seine Schwiegertochter bestürzt, indem sie ausstieg.

„Schlag oder Fluß," erwiederte in Kürze die Pflegerin des Hauses; „Gott mag es wissen! Es ist Eines so schlimm, als das Andere. Wir Landleute kennen nicht viele Krankheiten. Ich bin nur froh, daß die Frau Forsträthin nun da sind, um Lebens und Sterbens willen."

Der alte Baron, in der Tiefe eines langen Zimmers aufrecht sitzend, zwei Jagdhunde von schönster Zeichnung auf einem farblosen Teppich zu den Füßen ihres kranken Herrn, der ihr leises Murren durch einen kaum merklichen Wink niederhielt; — ein großer, ovaler Eichentisch dicht daneben, bedeckt mit weißen, zum Theil aufgeschlagenen Büchern, und in ihrer Mitte eine Lampe, welche so kümmerlich brannte, daß diese unleserlichen Handschriften keinen lichtvollen Gedanken hätten verrathen können; — an den Wänden nachgedunkelte Familienportraits und ein kleines Arsenal von Waffen, wie sie der Jäger braucht, nur traumhaft beleuchtet: dies war das Bild, vor dem Helene stand, in Thränen einer unbewußten Rührung zerschmelzend.

Ihrem Blicke fiel es jetzt mehr als jemals auf, wie ähnlich ihr Gemahl dem Vater sähe. Und dieser alte, blasse Kopf mit den tief gefurchten Zügen drückte ihrer Phantasie plötzlich eine Verwandlung ein, wie wenn das lebendige Antlitz Jenes einst dieser bleichen Büste gleichen könnte. — Es war ihr, als müßte sie das Leben dieses Mannes, der seinen Jahren voraus ein Greis geworden, aus allen Kräften fest zu halten suchen, und nichts war ihr so dringend, als der Wunsch, daß sie ihn pflegen möge.

„Warum weinst Du, Helene?“ sagte der Baron und reichte der jungen Frau seines Sohnes nochmals die Hand entgegen. Sieh, ich lebe ja noch, ob ich es auch zufrieden gewesen wäre, daß ich stürbe.“

Helene machte eine schmerzliche Bewegung, ohne antworten zu können.

Und mit bedauerndem Tone setzte der Baron hinzu: „Du hast Vater, Mutter und Kind verlassen, arme Tochter, meiner unbedeutenden Krankheit wegen. Das thut mir leid. Wird es Dir hier nicht zu öde sein? Du wirst sehr fürlieb nehmen müssen.“

„Mein theurer Vater,“ sagte Helene, „die Liebe bringt keine Opfer. — Wenn ich ein Weniges nur zu Ihrer Pflege und Erheiterung beitragen könnte, wie glücklich würde ich mich fühlen! Ich zittere vor Freude, daß ich Sie nicht kränker finde. Wie froh wird Heinrich dieser guten Nachricht sein!“

Auf des Barons ausdrückliches Verlangen schrieb Helene ihrem Gemahle so beruhigend als möglich, daß er nichts erführe, was bei seinen Geschäftsreisen zu einer störenden Unterbrechung für ihn werden könnte, wenn auch in Gedanken nur. Helene wagte nicht zu äußern, wie gern sie den Gemahl wiedergesehen hätte, hier, wo ihre Liebe hätte laut werden dürfen im vollen Rechte der Ruhe. Daß er nur flüchtig verweilen könnte, war kein Einwurf für ihr Herz; — dennoch ist es oft der innerste und eigenste Sinn, was den Wunsch und Willen Anderer bestimmen hilft. — In dieser Abgeschiedenheit von jedem andern Familieninteresse lebte Helene nur für die Person ihres Schwiegervaters in zarter Sorge, ihn geistig aufrichten zu helfen, während sie das, was für sein körperliches Wohl geschehen konnte, der

treuen Hand seiner bisherigen Wärterin überließ. Der holde Anblick der jungen, liebenswürdigen Frau, die den Gemahl im Vater ehrte und sich mit angeborener Feinheit in dessen sonderbare Weise zu fügen wußte, belebte den Kranken sichtlich. Wenn ihre zartbesaitete Stimme im Tone der Innigkeit zu ihm sprach und nach seinem Befinden fragte, so antwortete er ihr erquickt, daß ihm wohl sei, und bei dieser Sorgfalt für seine Gesundheit erholte Helene sich auch zusehends. Dem Bedürfnisse, allein zu sein mit sich selbst und frische Luft zu genießen im Freien, gönnte Helene täglich einen weiteren Spaziergang, auf dem der alte Baron, mit noch matten Schritten, sie nicht begleiten konnte; sonst widmete sie ihm all' ihre Zeit.

Und bei diesem öden Verlaufe der Tage, der für Tausende ihres Geschlechts freudlos gewesen wäre, zwischen ungeselligen Mauern und der Einsamkeit des Waldes, war ein Frieden über dies Gemüth gekommen, ein tief-stilles Gelassensein, dessen Quelle nur das einfache Gefühl erfüllter Pflicht war. — Jeder Blick auf die hinfällige Gestalt der kleinen Cordel, die nicht abließ, mit ihren emsigen Händen Gutes zu schaffen, beschämte die jugendliche Frau. Helene sehnte sich, Ruhe zu finden; die tiefste, ehe die Aufgabe des Lebens vollendet wäre.

Wir belauschen Dein Selbstgespräch, Helene! —

„Wenn ich die Cordel ansehe, so schweigt jede Klage in mir. Diese verschwundenen Lippen — ein schmales Strichlein erinnert nur noch daran — hat nie der Kuß eines Mannes berührt; ihr müder Leib, diese zusammengesunkene, kleine Hütte, wird bald ein Häufchen Asche werden, ach, ein winziges nur, und ihre Seele, eine jungfräuliche Lampe, wartet auf den himmlischen Bräutigam. Was habe ich denn nun

dem lieben Gott zuvor gegeben, daß er mich die volle Seligkeit der Liebe kosten ließ? Ich bin Mutter, der Himmel ruht in diesem Gefühle! — Wahr ist's, das einzige Fünklein Glück, das von dem großen Götterherde herübersprüht in das arme, kleine Leben; es verklärt und erlischt, aber es glimmt höher." —

Nichts übt auf ein leidenschaftliches Gemüth eine beschwichtigendere Gewalt, als der Umgang mit alten Personen und die Pflege der Kranken, wenn diese auf dem Wege der Herstellung sind. Wir gedenken hiebei jener englischen Worte: „Der Sieg ist's, der das Herz besänftiget." In so fern war Helene im Forsthause ganz an ihrem Platze. Nächstdem befand sie sich hier unter dem Einflusse eines Geistes, der von beruhigender und segensreicher Wirksamkeit auf den ihrigen gewesen war; Frau Simonis lag in Wäldchen begraben, und ihr schriftlicher Nachlaß war ihrem Gemahle verblieben, eine heilige Schrift für ihn! — Zwar hatte Helene die Papiere ihrer mütterlichen Freundin erben sollen; aber der lebhafte Wunsch des alten Barons eignete sich diese schätzbare Sammlung an, welche erst bei seinem Ableben bestimmt war, an die genannte Erbnehmerin zu kommen. Einzelne Aufsätze waren es, entstanden durch das Gefühl des Augenblicks; der Erguß eines vollen Herzens, welches über das innerste Leben ausströmte.

Helene las ihrem Schwiegervater zuweilen vor, da seine Augen schwach geworden waren, und die Handschrift sich mitunter in erblaßter Tinte und unleserlich wies. — Auch war es ihr eigenes Bedürfniß.

Einst, als Helene im Begriff war, ein noch nicht von ihr berührtes Heft anzufangen, sagte er, mit einem Blick auf den Umschlag: „Gieb Acht, Helene; bevor Du beginnst,

muß ich Dir etwas mittheilen. Da pflegt mein kleines Wirthschaftsfräulein des Abends seidene Fleckchen zu zupfen, eine kindische Beschäftigung, die mich schläfrig macht vom Sehen. Es ist aber ein altes, gutes Kind, die Cordel. Fremd in allen weltlichen Dingen, daß es einen rührt, und so mag ich ihr diesen Schein von Nützlichkeit nicht rauben. Wahrscheinlich geschah es in Folge davon, daß, als meine theure Entschlafene mir im Traume erschien, sie solche Läppchen von allen Farben in ihrer weißen Hand hielt, und hier und da als Zeichen in dies Heft legte, in das Heft, das Du in Deinen Händen hältst, und welches dem Rande des Tisches zunächst lag; ich kenne es wohl. Sie deutete mit einem schattenartigen Lächeln darauf hin und verschwand."

„Wie gesagt, es kann sehr natürlich sein; dennoch war es seltsam, daß — Du begreifst, daß, sobald ich erwachte, dies Buch mein Erstes war — ich einzelne Blättchen, die nicht zum Ganzen gehören, mit bunter Seide darin angeheftet fand; worauf ich Dich nur habe aufmerksam machen wollen."

„Wirklich, hier ist schon Eins," bemerkte Helene, nachdem sie mit leisem Grauen mehre Seiten umgeblättert hatte.

„Lies laut, ich bitte Dich!" entgegnete der Baron, „obgleich ich den Inhalt bis auf jede Sylbe kenne." Und Helene las:

Einsamkeit.

Wie bist du so erquickend für den Leidenden, gleich dem Thau, der den gebeugten Halm erfrischt, daß seine Frucht nicht verloren werde. Jeder Gram ist

einsam, jede Thräne des Unglücks, ob auch geweint inmitten unzähliger Zeugen. Wer dringt in das Innerste? Niemand fühlt wie der Andere. Gott kennt uns. Nur in der reinsten Liebe ist kein trüber Augenblick, kein Schmerz. Sie ist das tiefste Geheimniß der Offenbarung.

Die Weise einsamer Tage ist wie der Gesang der Blinden; er bringt das Herz in wehmüthige Ruhe. Der Tod ist das Einsamste. Doch wenn im Grabe ich nun geschlummert habe, dann wird Alles klar. Vergieb, Allgütiger, dem, der vor Dir noch weint. Ich war allein. Einst erkenne ich die verwandte Seele, die ich liebe. O wahrlich! herrlicher steht unser Ziel einst da, weil einsames Dunkel es deckte.

Helene hielt inne. „Weiter!" sprach der Baron mit verhaltener Stimme.

Nach einer gedankenschweren Pause sagte Helene, tiefen Athem schöpfend: „Nun kommt ein Blatt mit einem grauen Faden befestiget" —

Ihr in die Rede fallend, erwiederte der Baron: „Das ist das

Alter.

Du möchtest es überschlagen, aber — es darf Dir nicht erlassen sein."

Und Helene las, wie folgt:

O, du Gefürchtetes! ich lächle Deiner Schrecken.

Mir bist du, was die Bank dem Müden ist, eine kleine Pilgerruhe vor der Burg Gottes, wo man das Abendläuten hört und betet. — Die thörichten Menschen halten dich für eine Oede, und du bist die schattige Insel, die den gestrandeten Seefahrer aufnimmt. Um deine sichere Küste braus't das bittere Meer der Welt voll Stürme. Meine Freuden sind versunken, ich sehne mich nicht zurück. Arm käme ich wieder. Auch Perlen der Sehnsucht sterben endlich ab und müssen in die Erde kommen, um frisch zu glänzen.

Ein kleiner Nachen trägt mich dereinst ins Vaterland. Meine Lieben breiten mir die Arme entgegen — —

„Halt ein! halt ein!" rief der Baron in gewaltsamer Bewegung und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Eine lange, lautlose Stille trat ein.

„Wir wollen die Vorlesung doch lieber ein anderes Mal fortsetzen," sagte Helene sanft, da ihr Schwiegervater nun mit einem erwarteten: „Nun?" aufblickte.

„Nein, liebe Tochter!" widersprach er; „fürchte nichts für mich! Ich weiß Alles auswendig, sogar wie die Blätter folgen. Nun kommt: Der Trost der Sterne — nicht wahr? Demnächst: Die Sprache des Gewissens — dann, ach, wie oft habe ich diese Zeilen gelesen, auf denen jetzt Dein Auge verweilt! Die Ueberschrift ist:

Glaube.

Lies ihn auch, Helene, und hefte Dir ihn ins Herz, mit Fäden, flammend, wie diese da!"

Helene hob erhöheten Tones an:

Mein himmlischer Vater, wie wird dies Dein göttliches Pfand doch so fälschlich genommen! Ein Schwert ist's dem Einen, das er seinem Hasse leiht — eine leere Scheide dem Andern zwischen ihm und dem Nächsten. Den Meisten eine armselige Form.

Und was bist du denn, heiliger Glaube? Die Heimath des Verbannten! Du nimmst die Flüchtlinge des Lebens auf und zerbrichst ihre Fesseln kraft deiner lösenden Gewalt. Du öffnest den Himmel. Der Glaube hält jedes Versprechen des Herzens und überwindet Alles. Die Ehe der Liebe nenne ich dich, die Treue der Freundschaft, das innigste und zarteste Band zwischen Gott und Menschen. Was ist eine Verbindung ohne Glauben? Ein Wahn! Glaube ist der Wahrheit Siegel. Wo der Glaube die königliche Binde umlegt, da ist die höchste Macht. Worauf ich von ganzer Seele traue, das muß ewig sein! —

Helene zeigte sich tief ergriffen. Sie las nochmals für sich, was sie eben gelesen, und sagte alsdann: „Ich glaube — hierin liegt eine selige Gewißheit. Das ist wahr. Nicht anders, als vernähme ich die Stimme der Verewigten, ist mir zu Sinne; denn was sie mir jemals vorausgesagt, hat sich bewährt."

Der Baron nickte schwer und schwieg. Schon wollte Helene das Heft weglegen, als ihr Trauring sich an einem Fäserchen schwarzer Seide verfing, woran ein vergilbtes Blättlein nur noch lose hing. Das überschriebene Wort war kaum

mehr zu lesen, so erloschen waren seine Züge; aber nach jener anziehenden und unerklärbaren Magie, kraft welcher der Blick haften muß auf dem, dessen er mit Furcht und Schauern ansichtig wird, las Helene von Anfang bis zu Ende:

Scheiden.

Wort von schneidendem Klang, die Welt wiederhallt von dir! Doch nimmer wird das Herz Dich fassen lernen. Gott wollte nicht, daß Du gesprochen würdest. Wenn du die Wege derer bestimmst, die gern mit einander gegangen wären, dann geht ihnen der Schmerz zur Seite, und mit Sehnsucht schauen sie zurück. Doch die Liebe führt sie nach einer kleinen Zeit wieder zusammen. — Wehe aber, wo du Deinen richterlichen Spruch an denen vollziehst, die sich für ewig verbunden! Da ist der Hausaltar gestürzt, die Kinder sind Waisen — die Gattin, weder Frau noch Wittwe, sieht ihres Gartens Rose zertreten am Boden; denn der Freund ihres Herzens ist ein Feind geworden, der bewaffnet gegen ihre rührende Gewalt die Seinen theilt oder verläßt. Das Familienherz ist zerrissen, und diese Wunden heilen nie! — Gott des Erbarmens! Du, von dessen Liebe uns nichts scheiden soll, — gieb mir, die ich von jeder Hoffnung schied, nur von der nicht, daß Deine Gnade mir bliebe, — gieb mir Deinen Segen, daß diese Schriftzüge einst einem Gedanken der Scheidung begegnen!

Wer Du auch seist, beleidigtes Herz, das ich wenden möchte, folge mir! Die Liebe sucht nicht das Ihre und

läßt sich nicht erbittern; auch verstoßen und verlassen bleibt sie treu. Nur sein Angesicht verhüllt der Engel, — endlich löset der Himmel alle irdischen Bande.

Helene, unfähig, ihr Gefühl zu beherrschen, sprach: „Wenn Sie mir dies Blättchen ließen, wenn ich es behalten dürfte, — ich wollte es heilig halten. Sehen Sie, es ist schon abgelöst und fällt mir gleichsam zu.“

Der Baron, dem die Heftigkeit auffiel, mit der seine Schwiegertochter diesen Wunsch äußerte, da Helene sonst im Tone der Gleichgültigkeit vielmehr ablehnte als annahm, sah ihr aufmerksam in die Augen. Sie standen voller Thränen, und in der Dämmerung seiner Seele ging ihm ein unerfreuliches Licht auf. Er sagte: „Dennoch reiße ich es mir, so zu sagen, vom Herzen. Aber nimm es nur, es ist wohl verwahrt bei Dir; den Wald, den schönen, stolzen Wald wollte ich lieber verschenken, als ein beschriebenes Blatt hiervon. Diese welken Blätter, ein Frühling sind sie mir, dem ich nachlebe, und keinen Federzug, auch nicht den kleinsten Gedanken möchte ich missen. So fühlst Du, mein gutes Kind, daß ich Dir nichts abschlagen kann.“

„Vater meines Heinrichs!“ sagte Helene und küßte mit dem Ausdrucke zärtlichen Dankes seine Hand, „wie gütig sind Sie gegen mich; wissen Sie, was mich auf das innigste bewegt? Wenn Frau Simonis dies gewußt hätte! Vergeben Sie mir nur, daß ich unsere Selige immer noch mit diesem Namen nenne — und auch eine Frage, die sich vielleicht nicht geziemt: wie war es Ihnen möglich, bei die-

ser Gesinnung möglich, den Geist der wahrsten Liebe zu verkennen?"

„Das will ich Dir sagen," erwiederte der Baron. „Vielleicht thust Du die Frage zur rechten Zeit; mir däucht, meine Antwort könnte Dir einmal von Nutzen sein. — Sieh nur, Helene, der Mensch ist sich selbst ein Räthsel; es war so leicht, denken wir Alle, nämlich wenn es gelöst ist. Doch nichts ist schwerer, als einen Charakter errathen; das Herz zerreißt nicht selten dabei. Von frühester Jugend an war meine Natur sträubender Art. Ich lehnte mich auf gegen den Zwang der Erziehung; von der Hand der Liebe wollte ich mich nicht binden lassen, so mußte mich denn das Schicksal gewaltsam beugen durch mich selbst. —

Meine junge Freundin ging mir wie mein Genius zur Seite und hielt mit engelgleicher Langmuth mir die widersetzlichen Launen zu Gute, womit mein Dämon ihre Liebe auf die Probe stellte; was aber ein echter Mann ist oder werden will, verträgt auf die Länge weder Schutz noch Gnade eines weiblichen Wesens. Wahrlich, es gab Augenblicke, wo ich mich der, die ich liebte, abgewendet fühlte."

„Gerechter Himmel!" unterbrach ihn Helene, „so verträgt am Ende kein Mann die Liebe einer Frau?"

Der Schwiegervater belächelte gleichmüthig diesen himmelschreienden Ausruf und sprach: „Es ist bitter, mein Kind, aber auf gewisse Weise wahr. Die Franzosen haben ein Wort, das jene Liebe vollkommen ausdrückt, die allein vergolten wird. Willst Du wissen, welches? Resignation! — Gehen lassen — das führt zum Ziel. Verzicht leisten, mit gefaßtem Gemüth, dieses, wenn irgend etwas auf Erden, leistet Bürgschaft und hält fest zusammen. Auch die zärtlichste Achtsamkeit, die zarteste, wird vom männlichen

Uebermuthe als eine Aufsicht empfunden. Was mich betrifft, ich wollte frei sein, ich armer, elender Narr des Unglücks! Und so wurde ich der Raub einer wilden Leidenschaft. Du kennst die Geschichte unserer Trennung, Helene, ich weiß es. Was damals mit mir vorging, wo ich vor der Gräfin stand — der Wildhüter, der die Briefe getragen, hatte sich ihr zu Füßen geworfen und seine Mitschuld entdeckt an dem, was geschehen war —, in die Lüfte möchte ich es schreiben, daß es in jedem Athemzuge einem verirrten Menschenkinde zu Herzen ginge! — Jener Augenblick traf mich, wie ein vernichtender Strahl, aber meine Verblendung war vorüber als wären Schleier von meinen Augen gefallen, so starrte ich die Gräfin wie eine mir fremde Erscheinung an. Der Stolz dieser wunderschönen Frau war etwas Rührendes geworden, was mich jedoch jetzt völlig gleichgültig ließ. Meinem verschwundenen Engel in seinem reinen Glanze folgte ich mit stürmenden Gedanken, die den Himmel hätten sprengen mögen. So viel ich mich erinnere, sprach die Gräfin den Wunsch gegen mich aus, sich meines verlassenen Kindes annehmen zu dürfen, bis sich die Mutter wieder fände. Suchen Sie Sich zu fassen, sagte sie mitleidig zu mir; ich hörte nur das Wort Suchen, und verließ, dieser Absicht dunkel mir bewußt, das Schloß — das Forsthaus — mein Wäldchen — meine Welt.“ —

„Gott, welche Zerrüttung!“ warf Helene mit einem tiefen Seufzer ein.

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Baron, „so war auch mein dumpfes Gefühl, als ob Trümmer hinter mir lägen. Mein Fall war einzig. — Wie könnte ich Dir, Du schuldlose Seele, die verzweiflungsvolle Furcht schildern, in der ich umher irrte, an jedem Wasser hin, das mir kalten Angst-

schweiß auf die Stirne trieb, so oft ich ein Mützchen von weißlichem Schaume auf den Wellen sah. Tage, Nächte waren verflossen, in denen ich ohne Nahrung geblieben, als ich mich plötzlich bis zur Ohnmacht schwach werden fühlte. Wie im Taumel war ich an ein hurtiges Flüßchen gekommen, hier wollte ich meinen brennenden Durst löschen; Weiden hingen tief am Ufer nieder, eine Stunde Schlafes an dieser schattigen Stelle, danach sehnte ich mich noch mehr. — Wie im Traume hatte ich einen Ruf zu vernehmen geglaubt, aber die Gedanken waren mir nicht klar. Jetzt, da ich mich beugte, um zu schöpfen, umfaßte mich ein Arm so fest und innig, daß ich ihm schwerlich hätte entrinnen können, und eine sanfte Stimme sprach: Freund, thue Dir kein Leides! — Als ich erschrocken auffah, stand ein Jüngling neben mir, reisemäßig angethan, mit einem breiten Sonnenhute auf dem Haupte. Sein liebes Gesicht, unvergeßlich sehe ich es noch vor mir! — Ein Hündlein sein Gefährte, legte, gehorsam auf den Wink, eine Feldblume, die es zwischen den Zähnen hielt, zu meinen Füßen nieder, und nun erst schlug der kleine Kläffer an."

„Es giebt Schutzgeister der Menschen, Helene, glaube es mir, und dieser Jüngling war mir ein solcher. Es würde zu weitläufig werden, wollte ich auf seine Herkunft und den Gang seines Lebens zurückgehen, genug, es reicht hin, wenn ich Dir sage, daß dieser junge Mensch, der Taucher hieß, ein Abkömmling der Quäker und auf dem Wege nach Nordamerika war, einen verschollnen Vater aufzusuchen. In schlichter Rede, mit wenig Worten erzählte er mir sein Schicksal, das er als eine Führung Gottes ansah. Diese Begegnung entschied über das meinige. Mir ging das Herz vor diesem

Jüngling auf, und seinem gereiften Ernste vertraute ich mein Unglück."

„Freund! sagte er, o, mit welcher Milde! Dich strafbar zu finden, stehet mir nicht zu. Nur das weiß ich, daß Du Dich schwer versündigest, wenn Du eine so gute, fromme Frau, wie Du sie schilderst, eines Verbrechens fähig hältst. Und der Selbstmord ist das größte! Nein, daran denke ferner nicht. Sie lebt! Sie lebt gewiß, mir sagt's der Geist; nur hält sie sich gewiß aus guten Gründen vor Dir verborgen. — O Helene!" setzte der Baron mit wankender Stimme hinzu, „ich ergriff die Hand des Jünglings, der mir diese tröstende Versicherung gab, und badete sie mit meinen Thränen. Es war eine Kraft über mich gekommen, die mich aufrecht hielt, das belastete Leben tragen zu können."

„Dem Himmel sei Dank, ich athme wieder auf," fiel Helene ein, „Sie waren nun in gutem Geleit."

„In dem eines Engels, der mir wie von Gott gesendet kam," lautete die Antwort ihres Schwiegervaters. Er fuhr in seiner Erzählung fort: „Mit leichter Mühe gelang es ihm, mich zu bereden, daß ich sein Geleitsmann würde auf der gefahrvollen Reise über's Meer. Dahin war ja der Zug meiner Seele gerichtet gewesen von jeher. Vorerst gingen wir nach Hamburg, wo mein junger Freund einen reichen Vetter hatte, der im Begriff stand, ein Waarenschiff auszurüsten, das erst gebaut worden war. Der Bauherr aber, ein harter Mann, hatte Streit mit den Zimmerleuten bekommen, und die Folgen hätten unser Aller Verderben werden können. — Dort versah ich mich mit Gelde, indem ein Agent sich willig finden ließ, mir ein Darlehn auf mein Erbtheil vorzustrecken, wozu ich ihm das Nöthige ausstellte."

„Ein paar Wochen hatten wir in jenem unruhigen

Hause zubringen müssen, als das neue Schiff vom Stapel lief. Es hieß Bona fide, zu Deutsch: auf Treu und Glauben; aber die Arbeiter hatten treulos gehandelt. Nur zu bald bekam das Schiff einen Leck, der uns vollständig in Athem erhielt, und mit Grund der Wahrheit muß ich bezeugen, daß Bona fide über den Ocean gepumpt worden."

„Aus all meinen Kräften habe ich redlich dazu beigetragen, und die Kraft Eines, der nicht mehr am Leben hängt, vermag viel!"

„Was ich in dem fremden Welttheil erlebt, und wie ich als Krieger mit dem Schwerte pflügte, dann als Pflanzer mir Segen erwarb, habe ich Euch hinlänglich mitgetheilt. Sollte es Dir jedoch entfallen sein, so nimm einen abenteuerlichen Roman zur Hand, den ersten, den besten, Du findest Aehnliches darin, Helene. Es ist Alles an mir vorübergegangen."

„Nicht weit von Neu-Yersey verlor ich meinen jungen Freund. Die Flucht vor einer wilden Horde hatte uns getrennt, und nichts war mir gewisser, als daß der liebenswürdige Jüngling erschlagen wäre. Ich begrub ihn in meinem Herzen, meine Seele trauerte, und der Gedanke, daß mir in ihm mein guter Engel sichtbar gewesen, verließ mich nie."

„Nur die riesenhafte Anstrengung, mit der ich arbeitete, als wäre der Himmel, den ich mir verscherzt hatte, zu verdienen, konnte ein Gefühl von Heimweh, an dem ich litt, so weit bezwingen, daß ich der Ausdauer fähig war, bis ich Etwas vor mich gebracht hätte. Endlich kam dieser heißersehnte Zeitpunkt, und ich schickte mich zur Rückkehr an. Ich war ein Mann geworden, reich an Erfahrung, und was man sonst noch reich zu nennen pflegt; aber die goldnen Träume der Jugend — die lagen wie im Nebel hinter mir."

„Auf dem Boden der Freiheit — mir schauderte bei dem Gedanken, daß er mit Blut gedüngt wäre — hatte ich bittere Früchte gefunden. Unerreichbar schwebte mir vor, ob ich's Freiheit, ob ich's Liebe nannte, was meine kühnsten Wünsche einst als das Höchste anstrebten. Nun erflehte ich vom Himmel nichts mehr, als einmal noch den Anblick von Weib und Kind, einen Kuß der Versöhnung und ein Grab in der Erde meiner Heimath; dann wollte ich mit Freuden sterben. Wie nun das weite, blaue Meer vor mir lag, das ich erst durchschiffen mußte, als der Wind in die Segel blies, und die Flügel der Schwalbe aufrauschten, die verjüngende Frühlingsluft zu durchschneiden, um das alte Nestlein aufzusuchen“ — — —

„Ach, theurer Vater, bitte! enden wir nun,“ bat Helene dringend, „es wird mir schwarz vor den Augen, da ich weiß, was nun kommt, und wie Sie in die Gewalt der Seeräuber geriethen. Sie bedürfen Ruhe, und der Sturm jener Nacht, jener furchtbaren Noth darf nicht aufgeregt werden in Ihrem Gemüthe. — Wollten Sie nicht ein Brausepulver nehmen? Vielleicht gäbe es Ihnen bessern Schlaf.“

„Es hat nun ausgestürmt,“ antwortete der Baron gelassen. „Das Meer braust von ferne — — — mit dem Pulver aber, Helene, hast Du mir die besten Gedanken verschüttet. Was ich doch sagen wollte? Ja, man brachte mich nach Algier, Du weißt es. Dieses schrecklichsten Zustandes erbarmte sich Gott, ich war verwundet und betäubt. Ein Schlag auf das Haupt hatte meine Denkkraft gelähmt, eine Quetschung am Arm war durch die angelegte Fessel sehr schlimm geworden. Die Hand der Nemesis ruhte schwer auf mir, doch gefühllos, wie ich war, empfand ich mein Elend nicht. Das Wort Sclaverei, das ich so oft

freveltlich gebraucht, wäre mir bei hellem Bewußtsein ein Dolch geworden, der sich in meinem Herzen umgewendet hätte."

„Armer, armer Vater!" rief Helene fast weinend, „wie leid thut es mir, diese Wunden der Seele unvorsichtig berührt zu haben." —

„Sei ruhig, liebe Tochter, sie sind vernarbt," entgegnete ihr Schwiegervater mit gefaßtem Tone, „nur zeigen wollte ich Dir, wie die Vorsehung mich leitete, daß ich zur Erkenntniß meines Unrechts kam. Mein Freiheitsschwindel hatte mich in diese Ohnmacht versetzt, oder war vielmehr ein unklares Vorgefühl davon gewesen. Doch jeder gewaltsame Druck muß endlich zu einer rettenden Macht werden. Vielleicht war die unselige Leidenschaft, welche, wie ich später einsah, meiner wahrsten Liebe keinen Eintrag gethan, ein Mittel, meine theure, gekränkte Frau dem Frieden ihrer reinen Seele anheim zu geben. Nur menschlich schließen kann ich, in den Rathschluß der Gottheit eindringen zu wollen, wäre vermessen. — Einem Zwecke noch war ich vorbehalten, den ich nicht gering anschlagen darf. Als ich mich besinnen konnte, befand ich mich wie ein Schatten im Paradiese; der lebendige Geist fehlte mir, meine Lage zu empfinden. Man hatte mich tödten wollen, gleichwie eine unnütze Sache vernichtet wird; da rettete ein wunderähnlicher Zufall mein armes Leben. Die Frau des Corsaren, dessen räuberischen Angriffen wir erlegen waren, begegnete auf dem Wege nach ihrem Landhause, nahe an der befestigten Küste, dem Zuge der Gefangenen; ihr scharfes Auge fiel durch den Schleier auf meine leidende Gestalt, und eine Aehnlichkeit, welche sie schnell auffaßte, rührte sie so tief, daß sie sich meiner ausschließend annahm. So hatte man mich nach dem Land-

hause gebracht. Mein beschädigter Arm war in feines Leinen gebunden, ein türkischer Arzt sparte nichts, mich zu heilen, nach Leib und Seele, und eine alte Sclavin pflegte mich mit einer Sorgfalt, die mir wenig zu wünschen übrig ließ, — das Eine aber, daß man mich ruhig sterben lasse.“ —

„Der reizende Wohnsitz, auf dem ich, todeswund wie ich war, genesen sollte, war einst eine römische Villa gewesen. Rudera zeugten davon. Der Hauch des Frühlings, der eben einen unermeßlichen Blumenteppich über die Landschaft ausbreitete, weckte ein so tiefes Gefühl der Wehmuth in mir, daß jeder Odemzug ein Seufzer war zu Gott, daß er mich erlösen wolle von dem Elend des Lebens.“

„Ueberall bot die Natur verschwenderisch ihre volle Pracht, ihr Schönes dar, was unter jenem warmen Himmel blüht; mir aber war der Muth verwelkt und jede Hoffnung. Am liebsten war mir der frühe Morgen im Garten, der, mit Hecken von dem leichtwurzelnden indischen Feigenbaum, eine zauberische Wildniß voller Gebüsche weißer Rosen umfaßte. Das Gebäude, das baufällig war, lehnte an einem Hügel, bedeckt mit Thymian und Rosmarin. Dieser Duft erinnerte mich an die Kinderlehre in Wäldchen. Die kleinen Landmädchen, wenn sie des Sonntags Nachmittags an der Kirchthür sich versammelten, hatten Sträußlein von solchem Grün in den Händen gehabt. Und nach Algier mußte ich kommen, daß dieser Geruch mir die Pforte des Gedächtnisses aufthäte für jedes Wort, das ich vormals in den Wind gestreut; es trug noch eine späte Frucht der Reue, und ich sammelte meine Erinnerungen. An was Alles dachte ich nicht! An die Lehrstunden, die ich mit meiner kleinen Freundin bei dem Magister Ahrent gehabt; an jeden kleinsten Zug der

Geschichte, die er nächst dem Christenthume mit Vorliebe lehrte. So oft mein Blick an die üppigen Hecken streifte, gedachte ich der Feigen, unter den Mauern von Karthago gepflückt, welche Cato dem Senat in ihrer Frische zeigte — — Seitdem war manches bittere Leid gekostet worden.“

„Dort lernte ich beten und in Wahrheit Jesum Christum erkennen. Und als ich mich zu ihm erhob, reichte mir der Allmächtige in der schwachen Hand eines Kindes seinen Beistand.“

„Ein lieblicher Knabe, das Söhnlein der Gebieterin des Hauses, und nicht viel älter als Heinrich, da seine Eltern ihn verließen, hatte sich zärtlich an mich gewöhnt, und seine Mutter schien es gern zu sehen. Wahrlich, Helene, im Busen dieser Frau eines Barbaren schlug ein mütterliches Herz! Mit welcher Güte behandelte sie selbst mich, den armen Gefangenen! Daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden, dies hatte die maurische Alte mir anzudeuten gewußt. Einst, als der Knabe mich umhals'te, dankbar für einen Zeitvertreib, der ihm gefiel, geschah es in Gegenwart der Dame. In gebrochenem Französisch sprach sie zu mir: Christ, Du hast den kleinen Eddy lieb? — Diese Frage, der Gedanke an mein Kind — mein verlassenes Kind — durchbohrte mich wie ein Pfeil. Ich bin Vater! antworte ich und wendete mich ab, meine hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Sie schwieg und trocknete mit dem Schleier ihre Wangen. Dann sagte sie: O, schäme Dich nicht, Christ, daß Du ein armer Mensch bist! Du scheinst, trotz Deiner Schwäche, ein entschlossener Mann, und ich will Dir beweisen, daß ich Dich liebe. Du sollst der Aufseher meines Kindes werden, ich vertraue Dir mein einzig Glück an. — Wisse nun, Du bist das Bild meines verblichenen Bruders, der in einem

Seegefechte umkam; ich ehre seinen Schatten in Dir. Ach! er würde mich beschützt haben — — — die Frau sprach dies mit einem leidenschaftlichen Schmerze, der mich innigst rührte. Die Unglückliche! Sie trug die schwersten Bande. Der Tyrann, der mich und meine Unglücksgefährten in Fesseln schlug, war ihr ein aufgedrungener und verachteter Gemahl. Sie versicherte mich, daß ich der möglichsten Freiheit genießen sollte, nur müßte ich auf dem Landhause bleiben. Wie hätte ich mich auch in das Raubnest sehnen können! Mancher herzzerreißende Anblick wurde mir erspart. Der wildeste Soldatenpöbel erlaubte sich Gräuel, mit denen ich den keuschen Sinn Deines Geschlechts, wie billig, verschonen will; das Weib darf nicht *wissen*, was grausam ist!"

Helene nickte stumm. Vielleicht dachte sie: „Aber *fühlen*."

Der Baron fuhr fort: „So hatte ich es denn gut im Verhältniß meiner Lage. Durch die innigste Dankbarkeit fühlte ich mich an meine Wohlthäterin gekettet und ihrem nächsten Interesse verpflichtet; das Vertrauen bindet ein redlich Gemüth so fest, daß es freiwillig sich das Schwerste gefallen läßt. Die Flucht, wenn ich sie auch bei der strengen Wacht als möglich hätte denken können, ich würde sie unter diesen Umständen für einen schmählichen Undank gehalten haben. Wenn ich mit Fassung das schwere Leben trüge, würde der erlösende Tag schon für mich anbrechen, hoffte ich, und mein Glaube hat mir fest und treu jenes Wort, das mich aufrecht hielt, nicht gebrochen." —

„Bei der Anwesenheit des Corsaren, die niemals lange dauerte, blieb ich ihm entzogen. Er kümmerte sich wenig oder gar nicht um seinen Sohn." —

„*Arbeit ist des Blutes Balsam*, sagt ein Dichter

irgendwo. Ich war zu träger Ruhe verurtheilt, und so konnte mein Herz nicht genesen; es blutete fort im Stillen, indessen die balsamische Luft, die ich einathmete, mir allmählich Brust und Nerven stärkte. Eine Zeit verstrich nach der andern, ohne daß ein Ende abzusehen gewesen wäre. O, das ist der Vorzug von des Menschen Seele, daß sie unendlich leiden kann."

„Vater," fiel Helene sanft vorwerfend ein, „das thut mir wehe! Ein Geist, unendlicher Liebe fähig, ist der Vorzug des Menschen."

Der Baron, schmerzlich lächelnd, blickte in den Mond hinaus, der über dem abendlichen Helldunkel des Frühlings mit mildem Scheine aufgegangen war und wie ein melancholischer Freund in das düstere Zimmer schaute. Wie wenn dies milde, himmlische Licht die vorige Ansicht besänftiget hätte, antwortete Helenens Schwiegervater: „Vergieb mir, liebe Tochter, es war nicht recht von mir, es war bitter; aber bis an meinen letzten Athemzug wird noch dann und wann ein Tropfen von jenem herben Kelch auf meiner Zunge sein." —

„Sieh! so mag ich es nicht leugnen, daß zuweilen ein finsterer Gedanke mich versuchte, als dürfte ich gewaltthätig ein Leben verkürzen, das mir zur Qual war; doch ein unsichtbarer Schutz hielt mich immer. Ich gedachte der Worte jenes guten Jünglings, daß von allen Verbrechen, welche die Erde beflecken, der Selbstmord das schwärzeste sei. Und mitten im heißen Kampfe gegen mich selbst kam endlich ein Frieden über mich, — das Gebet eines treuen Weibes war's, das in weiter Ferne für mich zum Himmel aufstieg und wie Thau in meine Seele fiel, so daß mir klar wurde, wozu ich da sei und welchen Einfluß ich auf das Wohl der Menschheit haben

könnte. Ein kleines Herz, weich wie der Schaum vom Wachs, lag in meiner Hand, und aus allen meinen Kräften drückte ich der Freiheit göttliches Bild hinein. So habe ich, gebunden wie ich war, Ketten zerbrochen! Ketten meiner Brüder! Denn Eddy ist sicher kein Seeräuber geworden, wie sein Vater. Diese Anstrengung gab mir eine gewisse Ruhe, obgleich meine Sehnsucht oft so verzehrend war, daß sie mich aufzureiben drohte. Wie Einer, der im Wahnsinne sein Haus zerstört hat und dann zur Vernunft gekommen ist, grübelte ich Tag und Nacht, um auf den Grund zu bringen; aber der Schatz meines Lebens war und blieb versunken. Nur in meinen Erinnerungen fand ich noch eine Spur von Glück. Jetzt erst sah ich Alles ein! Meiner Frau hatte immer geahnt, daß meines Bleibens nicht sein würde, daß mir Gefahren bevorständen; deßhalb ihre leidenschaftliche Angst um mich, ihr Drang, mir als Brustwehr zu dienen. Diese hellsehende Liebe ging mir wie ein heiliges Licht auf; blind hatte ich mich in den Abgrund gestürzt, nun mußte ich in tiefer Nacht ausharren. Helene, glaube es mir, für jede verkannte Liebe kommt, so wahr Gott ist, ein Augenblick, wo sie in rührender Wahrheit erscheint!" —

Helene zeigte sich bei diesen Worten erschüttert. „Das ist tröstlich," sagte sie leise, „so käme es nur darauf an, die Zeit zu überwinden."

„Und dieser Feind ist flüchtig, entgegnete der Baron. „Jahre verrauschen im Umsehen. Wenn ich daran dachte, daß meine engelgute Frau wohl öfters davon gesprochen, wie gut sie haushalten würde, wenn ich auf weiten Reisen wäre, — sie kannte nur zu gut mein ungestümes Verlangen, von der Stelle zu kommen — dann war es mir un-

möglich zu denken, daß ich die Freundin meiner Jugend nicht mehr am Leben fände, wenn es des Himmels Wille wäre, daß ich jemals heimkehrte. Mit welcher Inbrunst habe ich Gott gebeten, daß ich sie, die treue Seele in der rührenden Gestalt eines Weibes, nur einmal — einmal noch wiedersähe! Um einen Blick der Verzeihung habe ich zu tausend Malen gefleht. Ach, könnte ich in Deinen Gedanken lesen! Wie sehnsüchtig wünschte ich mir das, wenn ich an meine Frau dachte. Sieh, Helene, und nun kann ich es! Hier liegen sie vor mir, die Zeugnisse einer treuen, trefflichen Gesinnung; jeder Buchstabe überzeugt mich, daß ich arm, elend, verlassen, immer geliebt war. Aber unwerth war ich, aus dem Quell eines so reinen Geistes meine Lebensfreuden zu schöpfen, nur betrüben konnte ich ihn."

Dies sagte der Baron in einem Tone der Selbstverdammniß, wobei seine Schwiegertochter schauerte. „Still, Du Liebe!" setzte er fort, „lasse mich ausreden! Ich fühle mich ermattet und muß den Schluß beschleunigen, wie es allen Erzählern ergeht, die sich anfänglich verweilt haben." —

„Von Zeit zu Zeit wagte ich, durch eine Felucke Briefe in die Heimath abzusenden; doch erhielt ich keine Antwort. Wer weiß, ob je ein Blatt davon über das Seebecken glitt? Ich mißtraute fast. Von meiner Beschützerin hatte ich das Versprechen empfangen, daß, wenn Eddy herangewachsen wäre, sie selbst für mein Fortkommen sorgen wolle; oder in dem Falle, daß der Corsar auf seinen Streifzügen in den Gewässern dem letzten Schicksal nicht entrinnen könnte. — Dann bin auch ich frei! sagte sie; Christ harre aus! Meine Plane, und wie ich Dich belohnen will, ich verschweige es Dir. Aber der Segen einer dankbaren Mutter wartet Dein!" —

„Wie sehr ich auch diese meine Verbindlichkeit fühlte, es lag nicht in meinem Wunsche, sie auf zeitlebens auszudehnen. Zuweilen stürmte ich auf ihre Güte ein, daß sie mich losgeben solle; dann zürnte sie. Die Unglückliche! Sie, die selbst in den Krallen des Geiers schwebte, in immerwährender Gefahr, konnte nicht begreifen, wie der starke Gott in der Höhe sie erlösen könne ohne mich. Sie hatte ein Herz zu mir gefaßt, zu mir allein!"

„Einst, nach einer heftigen Scene, war ich meines Unmuths nicht länger mächtig und sprach: Nun denn! ich will noch warten! halte mich nur hin. Endlich entscheidet sich doch Alles. Doch Eines, gebietende Dame, muß ich von Dir fordern, und wenn Du menschlich fühlst, wirst Du es mir nicht weigern. Mit einem deutschen Consul will ich sprechen, ich, und kein Anderer! um Nachricht von den Meinigen einzuziehen. Zögernd ward mir gewährt, was ich verlangte. Auch mußte es mit größter Vorsicht geschehen; der Neid der Sclaven, welche mir die Gunst mißgönnten, deren ich genoß, hatte mich längst verfolgt, und mein Loos konnte leicht ein weit schlimmeres werden."

„Meine Ungeduld war auf die Folter gespannt worden, als ich eines Abend von einem Führer, dem ich vertrauen durfte, zu dem holländischen Consul berufen wurde, der längere Zeit schon krank gewesen und es noch war. Die äußerste Stille herrschte in seiner Wohnung, man brachte mich in ein verdunkeltes Gemach, wo ein Mann, blaß und hager, doch anscheinend noch ziemlich jung auf einem Ruhebette saß. Ich war an der Schwelle stehen geblieben, um seine Anrede zu erwarten. Binnen dieser schweigsamen Minute athmete ich kaum; der Anblick einer Nebensache zog meine Aufmerksamkeit peinlich auf sich. Ein ausgestopftes

Hündlein war's, mit einem dürren Halm zwischen den Zähnen, das auf einem Kissen zu den Füßen seines kranken Herrn ruhete. — Und als der Consul mit matter Stimme sagte: Freund, Du willst mich sprechen? Da rief ich außer mir: Taucher! Du bist's! Ich stürzte zu ihm hin. Lasse mich über diesen Augenblick verstummen, Helene! ich hing an seinem Halse, und wie eine Perle aus dem Grunde des Meeres, legte er den Glauben in meine Hand, daß man diejenigen wiederfinden könne, die man für todt gehalten."

„Gottlob, Gottlob! nun waren Sie gerettet" — rief Helene heftig.

„Nein, gutes Kind!" erwiederte der Baron schnell, „mein Freund war ein Mann des Todes! Die Kunst der Aerzte fristete sein Leben, er selbst fühlte, daß sein Ende nahe wäre. Seine Schwäche ließ nicht zu, daß wir unsern Stoff erschöpften, und auch von mir verlange das nicht, liebe Helene. Er that manchen Blick in die Zukunft, der sich als wahr bewährt hat. Das Maß von Algier wird bald erfüllt sein, sagte er, und, Freund, hätte Dein Auge Blut und Thränen geweint, denke an mich, es wird noch Tage sehen der Freiheit und der Freude. Mit dieser Verheißung trug ich mir einen Himmel heim. Nichts fürchtete ich, als daß mein Freund sterben möchte, bevor Nachrichten für mich eingelaufen wären, denen ich mit ängstlicher Unruhe entgegensah. Und als sie nun kamen, ließ der Consul mich holen in später Nacht. Freund, sagte er, fasse Dich; wenig Gutes habe ich Dir zu verkünden. Mein Ruf an Dich erging nur deßhalb so eilig, weil ich keine Stunde mehr zu verlieren habe. Dein Kind ist zeitig gestorben. Die Gräfin Bourg ist längst todt, ihr Sohn lebt mit seiner

Schwester zusammen, für jetzt in ****, Dein Gut wird verwaltet — —

„Mein Weib, mein Weib!“ schrie ich. „Sprich, warum willst Du das Wichtigste umgehen?“

„Man weiß nicht, ob Deine Frau heimgegangen ist,“ antwortete der Consul, indem er diesen sanften Ausdruck wählte, meinen Schmerz zu mäßigen; „es ist nichts von ihr zu erfahren gewesen.“ —

„Gerechter Gott!“ rief ich tödtlich erschrocken, „so sind die Meinen todt, und ich lebe noch! Wehe mir!“

„Sie leben auch!“ sagte er unter dem Versuche eines schwachen Lächelns. „Dies waren seine letzten Worte an mich, die ich mir im Sinne der Liebe, aber nicht des Lebens deutete. Meine Verzweiflung hatte den theilnehmenden Freund sichtlich angegriffen. Der Arzt trat ein, ich mußte mich entfernen und habe ihn nicht mehr gesehen. Nach drei Tagen hatte der Consul seinen frommen Geist aufgegeben. Mir war nun Alles gleichgültig. Mein Gram legte mich in Banden; ich regte mich nicht weiter. Da ward Algier eine französische Provinz. Ketten sprangen oder wurden umgetauscht. Der Corsar war um sein Leben gekommen, seine Frau war in Folge der erlittenen Drangsale mit einem Schwindel behaftet, der sie von jedem gewagten Schritte abhielt; Eddy, ein zarter Jüngling, weihte sich dem Dienste der Waffen. Ich war nun frei, aber es freute mich nicht mehr. Graf Bourg wollte ich aufsuchen, und dann — mein letzter Wunsch war — ein Grab in Wäldchen, und wenn ich mich bis hierher betteln müßte. — Ach, Helene, kein Wort fällt auf die Erde; der leiseste Gedanke folgt uns nach. Wie ich nun auf dem Wege nach Frank-

reich noch einmal Schiffbruch litt und bei Antibes der augenscheinlichsten Todesnoth das nackte Leben abkämpfte, alsdann langsam in jämmerlichem Elende bis nach Lyon gelangte, wo Deine Tante sich so liebreich meiner annahm, — Du weißt's. Nie vergesse ich das gegenseitige frohe Erstaunen, als der Name Graf Bourg in Wartenstein zum ersten Male zwischen uns genannt wurde. — Wir hatten nun ein und dasselbe Ziel für unsere Sehnsucht, und der erbarmende Gott ließ es uns erreichen. Genug! genug! Für den Himmel giebt es kein Wort auf Erden. Die sanfte Stimme meiner Frau — jener Trank aus ihrer Hand, der mir frisches Leben gab — meinst Du, Helene, daß sie mir alt geworden wäre? Nur, wie wenn ein Schleier ihren innern Engel verhüllte! Einst hatte meine verdammliche Leidenschaft einen viel dichtern Flor um meine Sinne gewebt. Und so ist alles Vergängliche ähnlich, wenn es auch in jeder Form anders erscheint.“

Und indem der Baron die Hände faltete und emporblickte, ganz vom Mondlichte übergossen, das in ein paar funkelnde Thränen strahlte, sagte er mit Inbrunst: „Du aber, der Du ewig liebst, machst gut, was wir verwirren; — dies steht im Gesangbuche und paßt nirgend besser, als an den Schluß meiner Geschichte. Was ich an Eddy gethan, daß er ein Mensch würde, über Verdienst fand ich es vergolten. Mein Sohn war ohne mein Zuthun ein edler Mann geworden. Seine Mutter ward ein Segen für seine Braut. Wenn Dein Herz, Helene, diese Sammlung einst aufnimmt, dann ist Heinrich reich — reicher, als daß er mit einem Fürsten tauschen dürfte. Ein edles Weib ist die Krone des Mannes! Fielest Du von ihm ab, sein Glück wäre zertrümmert, sein höchstes. Ihr werdet einander nie

verlassen, darauf will ich leben und sterben. Und wenn auch der innere Zusammenhang je ein wenig verworren würde, habe Geduld! Eine Trennung giebt's nicht für ein Gefühl, das wirklich einmal Liebe war. Und nun wollen wir uns zur Ruhe begeben."

Mit mehr als kindlicher Rührung küßte Helene ihrem Schwiegervater die Hand und begab sich hierauf in ihr Zimmer.

verlassen, darauf will ich leben und sterben. Und wenn auch der innere Zusammenhang je ein wenig verworren würde, habe Geduld! Eine Trennung giebt's nicht für ein Gefühl, das wirklich einmal Liebe war. Und nun wollen wir uns zur Ruhe begeben.

Mit mehr als kindlicher Rührung küßte Helene ihrem Schwiegervater die Hand und begab sich hierauf in ihr Zimmer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 84

Hannover 1844

P.o.germ. 571 s-81/88
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014621-5